Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 2 — Abonnement jährlich 20 M., vierteljährlich 6 M. : : : Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. : : : — 21. Juni 1907

Gestern.

Dem Deutschen, der im Wandel dieser Zeiten nicht der einstigen Geschicke seines Volkes vergißt, schenkt die Erinnerung jetzt wenig fröhliche Stunden. Schmerzlich brennen noch immer die Tage von Tilsit im Gedächtnis, die der Leichtsinn eines Generals zu den kränkendsten unserer Geschichte machte. Geknebelt lag Preußen, das, nach Hegel, „in Friedrich dem Großen sein, wenn nicht begründendes, so doch fest- und sicherstellendes Individuum und im Siebenjährigen Kriege den Kampf dieser Fest- und Sicherstellung gefunden hatte", am Boden; ward von fremden Horden überschwemmt und ausgesaugt; sein Heer vernichtet; der Hälfte seines Landes beraubt; seine Königin profanirt. In jede Masche, die ihm der geriebene Talleyrand legte, stolperte mit schuldhafter Arglosigkeit General Kalckreuth. Doch nie wäre das Elend so groß geworden, hätte Preußen nicht auf die Zuverlässigkeit eines Freundes gebaut und dem Wort des gekrönten Schwärmers Alexanders getraut. „Keiner von uns Beiden, hatte Madame Krüdeners Schutzgeist einst pathetisch gerufen, fällt allein!" Nicht lange, und le donquichottisme d'Alexandre, von dem Lanfrey spricht, ließ Preußen im Stich. Alexander war ein Mann von schwächlichem Willen, reichte mit der Intelligenz knapp ins Mittelmaß und berauschte sich gern an den liberalen Ideen des westeuropäischen Geistes. Jedem Wort, von wo es auch kommen mochte, war er, wie alle, die den Muth selbständigen Urtheils nicht finden, zugänglich, den Unterschied zwischen Acht und Talmi hat seine kernlose Natur in ihrem Leben nie gefühlt; Geniale und Bornirte, Aufrechte und Schmeichler wurden gefragt und gehört. Stein, Turgenef, Karamsin und Speranskij hatten sich mit Bentham, d'Entraigues, Czartoryski, Capodistria, Nesselrode, Armfeld und Madame Krüdeners koketter Frömmigkeit in sein Vertrauen zu theilen, und über ein haltloses Schwanken zwischen Laharpe und Saltykow kam der von Heine verspottete „Talma des Nordens" (wie der Korse ihn nannte) nie hinaus.

Und ähnelt darin Nicolai Alexandrowitsch, der heute noch nicht weiß, ob er mit Witte oder einem neuen Plehwe, als absoluter Monarch oder konstitutioneller Regent enden wird. Vorläufig hat er die Duma wieder nach Hause geschickt. Zum zweiten Male nun in einem Jahr. Als er das Oktobermanifest erließ, ahnten liberale Schreiber den Anfang eines Völkerfrühlings. Als die Duma eröffnet wurde, sollte eine neue Epoche anheben, wurde an den Juni 1789 erinnert, und die siegende Kraft moderner Ideen über alle Hemmnisse verkommener Reaktionäre gefeiert. Denn daß es unredliche Höflinge, um ihr Bischen Privat-

besitz bange Schmarotzer nur wagen konnten, das größte Europäerreich um die allein seligmachende Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz zu betrügen, war keine Frage. Mit souveräner Unkenntnis der Dinge wurden im Ton diktatorischer Befehle Postulate über die Grenze gerufen und am nächsten Morgen der selbstherrische Schwächling wie ein ertappter Verbrecher, seine Minister wie willenlose und bestochene Lakaien geschmäht, wenn die Erfüllung unvernünftigen Wünschens auf sich warten ließ. Jede Forderung, die ungebildete, in der überwiegenden Mehrheit selbst analphabetische, zum einfachsten Verwaltungsgeschäft untaugliche Schreier durch die Straßen gellten, erhielt in der Presse des Westens ihr unterstützendes Echo. Daß die Todesstrafe abgeschafft, das Land verteilt, schleunig nur ein Ministerium nach den Grundsätzen gebildet werden müsse, die in England sich im Laufe von arbeitsreichen, an verfassungsrechtlichen Friktionen nicht armen Jahrhunderten sich entwickelt hatten, wurde behandelt, als verstünde es sich von selbst. Mit bewußter Beharrlichkeit wurde an den Thatsachen der Geschichte und allen ethnobiologischen Entwicklunggesetzen vorbeigesehen, wurde Wandel über Nacht geheischt. Je pense, hatte Alexis de Tocqueville vor siebzig Jahren geschrieben, que si l'on ne parvient à introduire peu à peu et à fonder enfin parmi nous ces institutions démocratiques, et que si l'on renonce à donner à tous les citoyens des idées et des sentiments qui d'abord les préparent à la liberté et ensuite leur en permettent l'usage, il n'y aura de l'indépendance pour personne, ni pour le bourgeois, ni pour le noble, ni pour le pauvre, ni pour le riche, mais une égale tyrannie pour tous; et je prévois que si l'on ne réussit point avec le temps à fonder parmi nous l'empire paisible du plus grand nombre, nous arriverons tôt ou tard au pouvoir illimité d'un seul." Vergessen. Vergessen auch, daß Karamsin einst Alexander vor allzu hitziger Austheilung von Rechten warnte, für die dem Volk die Fähigkeit vernünftiger Anwendung fehlte. „Gebt den Leuten Freiheit, sie werden euch mit Staub verschütten. Sagt ihnen ein Wort ins Ohr, sie werden euch zu Füßen liegen." Der Schöpfer der russischen Geschichtschreibung kannte den Islam der Slaven. Und selbst Speranskij, gegen dessen Reformeifer die Worte sich wandten, hat in sein Programm den Satz aufgenommen: „Die äußere Form hat keine Bedeutung; eine wirkliche Bedeutung hat nur die innere Form. Mit allen äußeren Merkmalen der Freiheit, Gesetzlichkeit kann das Volk in Wirklichkeit doch ein Sklave sein." Ists heute anders geworden? Kein Unparteiischer, der Rußland wirklich kennt, hats behauptet. Keiner die Schwierigkeiten unterschätzt, die einer Verfassungsänderung in Rußland entgegenstehen. Und was Wallace und Leroy-Beaulieu schreiben, hat mit denselben Argumenten schon Katharina die Zweite verfochten, haben Karamsin und Speranskij, Bernhardi und Tolstoi behauptet. Bescheidenheit empfahl, mit kühler Skepsis der Entwicklung der Dinge zu folgen. Wir tatens nicht; gebärdeten uns, als obs um die eigene Haut ginge. Wenn in Kiew, in Odessa, in Warschau ein Jude der Wut des Pöbels erlag, heulte durch die engbrüstigen Gassen unserer öffentlichen Meinung das Schreckhorn, ließ die Börse die Kurse fallen, und Regierungsräte prophezeiten den Staatsbankrott. Mancher hat inzwischen wohl umgelernt. Daß die erste Duma arbeitsunfähig war, wird heute nicht mehr bestritten. Zehn Wochen hat sie gelebt, geredet und geschimpft. Zu ernster Arbeit war sie nicht zu brauchen. „Die Nation, hat Stein vor hundert Jahren an Hardenberg geschrieben, muß daran gewöhnt werden, ihre eigenen Geschäfte zu verwalten und aus dem Zustand der Kindheit herauszutreten." Ein Menschenalter später erst hat Preußen den Versuch gemacht. Nun hats

auch Rußland gewagt. Und hat, allen Prophezeihungen zum Trotz, erfahren, daß seine Zeit noch nicht erfüllet ist. Denn auch die zweite Duma war nicht lebensfähig. Und wenn sie noch länger tagte, wäre sie zum Kinderspott geworden. Ueber die äußere Form des Tagens kam sie nie hinaus. Sie war gemäßigter im Wort, als die erste, doch ebenso steril; hatte die Wahl nur zwischen Gehorsam und Nichtsein; hatte nichts zu wollen und alles hinzunehmen, weil sie keinen einheitlichen Willen hatte. Mittelmäßigkeiten, die Parteiprinzipien über die Forderungen praktischer Politik stellten, gaben auch in ihr den Ton an. Gab sie nach, geschahs nicht, weil in ernster Prüfung gefundene Einsicht drängte, sondern weil sie in Sorge um ihr würdeloses Dasein zagte. Hundertmal wars zu lesen. Dazu kam der Mangel jeglicher Bildung. Unter einem halben Tausend Menschen waren noch nicht sechs, die ein Budget zu lesen verstanden. Und den Ausführungen der Minister waren nur die Wenigsten gewachsen. Brandreden, die niemand nützten und jedem Parlament geschadet hätten, mußten die Argumentation ersetzen. Stolypin, dessen Charakter selbst seine Feinde achten, nahm sie nicht hin; konnte, wenn er sich nicht um jeden Credit bringen wollte, sie nicht hinnehmen. Keine Regierung, die auf Selbstachtung hält, hätte es gethan. Schließlich beschränkte sich die ganze Thätigkeit der durchs Wahlsieb in den Taurischen Kasten Gefallenen darauf, die Fanfaronaden einzelner Hitzköpfe mit Chamade zu beenden. Eine Komödie ohne Witze, nicht die Vertretung eines Hundertmillionenvolks, das in dumpfen Sehnen der Erlösung zudämmert.

. . . Reaktionär? Seht euer Abgeordnetenhaus, seht euren Reichstag an! Und dann fragt, was ihr von einem Lande fordert, das nicht die alte Kultur Ostasiens, nicht die junge Westeuropas hat.

Buddha oder Christus?

Von Josef Kohler.

Der Pantheismus hat sich in Indien wie in Griechenland in zwei Systemen entwickelt, welche zwei Systeme bei geistreichen Völkern mit Naturnotwendigkeit stets wiederkehren werden. Wie in Griechenland die Eleaten mit der Lehre von dem ständigen Beharren und mit der Ablehnung aller Raum- und Zeitentwicklung die Ewigkeit und Unveränderlichkeit der Gottheit bekundeten, so betrachtete Heraklit als echter Jonier die Welt im ständigen Flusse der Bewegung. So auch in Indien das idealistische Philosophiesystem des Vedanta, dessen Darstellung durch Badarayana mit dem großartigen Kommentar des Schankara noch jetzt unser Erstaunen erregt und insbesondere alles überragt, was das Griechentum in der Philosophie geeistet hat,l und im Gegensatz dazu die Samkhya- und Yoga-Schule mit der Lehre vom ständigen Werden und Vergehen.

In der Tat handelt es sich in beiden großen Systemen um eine Betrachtung der Welteinheit und Weltvielheit von verschiedenen Standpunkten aus und um Versuche, die Welt der Erscheinungen mit der Idee der Alleinheit des Weltgeistes zu versöhnen. Blicken wir hinter die Welt der Erscheinung, so sehen wir die Ewigkeit

der Gottheit, die Ewigkeit der Substanz; blicken wir dagegen in die Welt der Erscheinung selbst hinein, so sehen wir mit Ergriffenheit ein ungeheures Wogen des Werdens und Vergehens, eine ständige Umwandlung, so daß das Rad der Geschichte keinen Augenblick zur Ruhe kommt. In beidem liegt eine gewaltige Realität, und doch scheint beides einen unversöhnlichen Gegensatz zu bilden. Erst der große Hegel versöhnte den Widerspruch durch den Gedanken der Entwicklung: in der Entwicklung liegt das Werden und Vergehen, in ihr aber zu gleicher Zeit das Ewig-Beharrliche; denn was wird, ist nur die Aufrollung dessen, was bereits in Ewigkeit vorhanden war.

Während die offizielle indische Schule dem Vedanta anhing, bei welchem die Welt der Erscheinung mit ihrer Kausalität fast wie eine Phantasmagorie zerfließt, hat sich die Samkhya-Schule des Kapila dem System zugewendet, wonach die reale Welt des Werdens und Vergehens wirklich existiere, und aus dieser Schule ist Buddha hervorgegangen.*)

Siddartha oder Gautama, aus dem Schakyageschlecht, welcher später Buddha, d. h. der Erleuchtete genannt wurde, ist nicht ein selbständiger Philosoph; er hat ebensowenig wie Jesus eine neue Metaphysik begründet oder neue metaphysische Konstruktionen geschaffen; wie bei Jesus, so liegt auch bei Buddha der Nachdruck im Religiösen und vor allem im populär Religiösen. Beide haben das Verdienst, die größten und einflußreichsten Religionen geschaffen und dadurch unendlich zur Kultur der Menschheit beigetragen zu haben. Und wie Jesus aus der Schule des hellenistischen Judentums hervorging und, vollkommen den Galiläer bekundend, dem orthodoxen Pharisäertum entgegentrat, so stammte Gautama aus dem Norden Indiens, und seine Lehre trug durchaus das Gepräge der Kapila- und Yogaschule, denn sein Gedankenkreis bewegte sich im Gebiete des ständigen Werdens und Vergehens und des ständigen Flusses der Dinge: das Wesen seines Systems ist das Bestreben, aus diesem Werden und Vergehen zur Ruhe zu kommen: das Werden und Schwinden ist bei ihm das Leiden, und die Erlösung tritt ein, wenn die Flut stockt und das Einzelwesen, das in der Tat nichts anderes ist als ein ständiges „Fluktuieren" von Gedanken und Gefühlen, im ewigen All aufgeht. Das kann aber nicht durch den Tod geschehen; denn nach dem Tode leben die Wesen weiter, wenn auch in anderer Form; wie die Lampe weiterbrennt, wenn man ihr neues Oel zugießt; und in immer veränderten Gestalten wandern die Seelen tausende und aber tausende von Jahren, Not und Leid in sich tragend: die Erlösung tritt nur ein durch ein Losreißen von den Elementen des Werdens, diese Elemente aber liegen (das ist der Kern seiner Heilslehre) in dem Trieb nach dem Werden, d. h. in den Begierden und Leidenschaften und in dem ständigen Ichgefühl, das den Menschen von Stufe zu Stufe weiterdrängt: zerstöre diesen Trieb,

*) Garbe, die Samkhya-Philosophie (1894), Pischel, Leben und Lehre des Buddha.

dann wirst du die Erlösung finden, denn dann hast du die Kausalkette abgeschnitten. Aehnliche Gedanken waren schon vor Buddha ausgesprochen worden, doch die frühere Lehre verlegte das Erlösungselement fast ausschließlich in das intellektuelle Gebiet: die Erkenntnis sei es, welche erlöse; Buddha aber erblickt das Erlösende mit Recht nicht in der Erkenntnis, die zwar notwendig, aber nicht ausreichend sei, sondern in der sittlichen Ueberwindung: nicht das Wissen, daß etwas so und nicht anders sei, sondern die kraftvolle sittliche Zerstörung des Selbsttriebes befreie den Menschen von der Wiedergeburt. Darum die tief ethische Bedeutung des Buddhismus und vor allem das hohe Lied der Liebe, das er ebenso singt wie das Christentum, aber noch weitergehend, denn die Liebe erfaßt alle lebenden Wesen, sie erfaßt auch die Tiere. Manche Stellen erinnern an Paulus:

„Alle Mittel in diesem Leben, um sich religiöses Verdienst zu erwerben, haben nicht den Wert eines Sechzehntels der Liebe, der Erlösung des Herzens." (Nach Pischel S. 78.)

Vor allem aber zeichnet sich der Buddhismus vor dem Christentum aus durch die grenzenlose Toleranz gegen Andersgläubige, durch den Gedanken: man müsse es jedem gestatten, sich nach seiner Religion zu entwickeln; und was im Abendlande Friedrich der Große von der religiösen Freiheit aussprach, das hat schon zwei Jahrtausende vor ihm König Aschoka Priyadarschin erklärt, und mit viel erhabeneren Worten.

Der tief sittliche Charakter zeigt sich auch in dem Institut der Beichte, die jeder Mönch an jedem Feiertag ablegt, und in dem Gedanken an die Wiedervergeltung bei der Seelenwanderung, wodurch die Verbindung zwischen der Weltordnung und der Sittlichkeit in handgreiflicher Weise zum Ausdruck gelangt.

Geht man natürlich vom System des Uebermenschen aus, so muß man den Buddhismus als Religion der Schwäche oder als Religion der Ermüdung und Mattigkeit betrachten, und es darf nicht verschwiegen werden, daß er manchmal wenig Widerstandskraft bewiesen hat, namentlich gegenüber dem Islam, dessen Erscheinen mit zur Verdrängung des Buddhismus in Indien beigetragen hat. Andererseits hat die Lehre vom Uebermenschen zwar eine relative, aber nur eine relative Wahrheit: eine übermenschliche Gärungsnatur tut der Menschheit von Zeit zu Zeit wohl, allein eine allzu bunte Gärung führt zur Explosion und zur Zerstörung dessen, was die Menschheit Großes und Hohes geschaffen hat. Es war daher vor allem eine wichtige Aufgabe des Buddhismus wie des Christentums, überkräftige Völkerschaften, die in einem Uebermaß von Betätigungstrieb in die Menschheit hineinstürmten, zu bändigen und ihre kulturfeindlichen Bestrebungen zu dämpfen. Wie das Christentum, war der Buddhismus hauptsächlich zur Mission in die Ferne bestimmt, und seit der Kirchenversammlung von Pataliputra, 245 v. Chr., hat er auf Anregung des großen Maudgaliputra seine Sendboten außerhalb Indiens

in die Ferne geschickt. Die Zivilisierung des unwirtlichen Tibet und die Bezähmung der schrecklichen Tartaren war sein Werk.

Betrachten wir den metaphysischen Gehalt des Buddhismus, so blieb Buddha im wesentlichen in der Weltanschauung der Samkhyaschule; sie war pantheistisch, nicht theistisch: der Buddhismus kennt allerdings seine Götter, aber die Götter sind nicht Götter in unserem Sinne, sondern Dämonen und himmlische Gewalten, die kommen und vergehen, ebenso wie es Heilige und Verklärte gibt, vor allem Buddha selbst. Später aber schuf sich der nördliche Buddhismus seinen Gott, denn man bedurfte dessen, und man erhob darum einen Ausläufer des verklärten Buddha, den Patmapani oder Avalokiteschwara zur Würde des höchsten Wesens.

Der metaphysische Gehalt des Christentums, nicht wie es Jesus lehrt, sondern wie es unter dem Einfluß der Schulen von Kleinasien und Alexandrien und der scholastischen Philosophie wurde, ist viel reicher, vor allem der Gottesgedanke in Verbindung mit der pantheistischen Idee der Dreieinigkeit: eine der größten religiösen Konzeptionen, die allerdings schon in früheren Zeiten ihre Analogie hat, aber durch das Christentum zum Glauben der Welt geworden ist. Neben die religiöse Kraft der Sittlichkeit, die auch der Buddhismus kennt, tritt im Christentum die erlösende Kraft des Leidens und damit auch des Leidens für andere, die Idee des Opfertodes, eine ungemein fruchtbare und sittlich erhebende Vorstellung. Vor allem aber bleibt das Christentum, so sehr es die irdische Hülle verleugnet, doch innerhalb der Welt des Werdens und Vergehens, denn die individuelle Verklärung der Einzelpersönlichkeit in einem ewigen Jenseits ist nichts anderes als die sinnbildliche Verkörperung des Gedankens von der fortdauernden Wirkung menschlicher Bestrebungen in künftigen Geschlechtern. Das Christentum huldigt daher dem Optimismus, während der Buddhismus tief pessimistisch ist: nur optimistische Völker aber sind zum Siege im ewigen Kampf der Dinge bestimmt. So hat auch die allzu große Betonung der Milde des Buddhismus im Christentum einen Gegensatz gefunden, nämlich in dem aus der persischen Religion herrührenden Dualismus, in der Idee des ständigen Kampfes zwischen dem guten und bösen Element und in der Idee der ecclesia militans, die allerdings wieder zur Intoleranz, Ketzerverbrennung u. a. geführt hat.

Die Heiligenverehrung hat wenigstens das katholische Christentum gemeinsam mit dem Buddhismus. Sie ist ein unendliches Element der Poesie und der sittlichen Kraft. Dazu kommt aber noch im Christentum die Verehrung der Madonna, während Buddhas Mutter kurz nach seiner Geburt starb und aus dem Kreis der religiösen Gedankengebilde ausscheidet. Was die Mutter Jesu geschichtlich gewesen ist, kommt für das Christentum nicht in Betracht, sondern nur der wunderbare Mythenkreis, der die Madonna umschlang; denn für die Religion ist niemals die geschichtliche Wirklichkeit das Bedeutungsvolle, sondern dasjenige, was der Glaube aus der

Wirklichkeit geschaffen hat, — ein Satz, der als selbstverständlich erscheinen muß und doch so unendlich viel mißverstanden worden ist.

So werden wir allerdings dem Christentum die Palme zusprechen, aber zugleich anerkennen müssen, daß der Buddhismus ihm in vielem, namentlich in der Moral, gleichkommt, und daß er dieselbe große geschichtliche Erscheinung aufweist, nämlich die Verbreitung aus kleinen Anfängen ohne Schwertstreich, nur durch die überzeugende Kraft der Lehre und den Heilsinhalt. Die Verbreitung des Buddhismus ist eine ebenso großartige historische Tatsache wie die Verbreitung des Christentums, und es ist völlig verkehrt, zu behaupten, daß nur das Christentum sich durch seine Lehre verbreitet habe, andere Religionen durch das Schwert. Der Buddhismus ist ohne Gewalt zum idealen Gute der Völker geworden und seine Verbreitung beruht wie die des Christentums nicht auf übernatürlichen Ursachen, sondern auf seelischen Gründen, auf dem religiösen Bedürfnis und dem der Menschheit innewohnenden Streben nach Kultur, und auf der Besonderheit der geschichtlichen Lage der Völker, welche als Kulturvölker nach einer religiösen Verklärung seufzten, während die ungebildeten Stämme von dem Glanze der Kultur von selbst besiegt wurden.

Welche Elemente aus dem Buddhismus in das Christentum übergegangen sind, ist eine Frage des geschichtlichen Realismus. Man darf in dieser Beziehung nicht zu weit gehen. Institute, wie das Mönchtum, werden sich überall bilden, wo der Gedanke auftaucht, daß die Weltflucht eine besondere Heiligung des Menschen ermögliche: Mönchs- und Nonnenklöster kannten auch die Inkaperuaner. Auch manche Züge aus dem Leben des Religionsstifters, wie die Wahl der Jünger, unter denen sich auch ein Lieblingsjünger (Ananda — Johannes) und ein Verräter (Devadatta — Judas Ischariot) befinden, ergeben sich aus den seelischen Mächten, die einen Religionsstifter umgeben, von selbst. Dagegen wird manches aus den Kindheitslegenden Jesu auf buddhistische Mythen zurückgehen, auch die Versuchungsszene Christi hat mit der Buddhas eine zu überraschende Aehnlichkeit; Aeußerlichkeiten, wie Tonsur und Rosenkranz dürften gleichfalls auf Entlehnung beruhen. Die bisher unbekannten Kanäle, welche von Indien nach Klein-Asien geführt haben, sind nunmehr aufgedeckt. Wir wissen, daß schon im zweiten Jahrhundert v. Chr. der Buddhismus in Turkestan herrschte, und von da mußte vieles durch die Syrer nach dem Westen kommen.

Jede Religionsbildung ist eine Kulturbildung, und es gibt auch hier nichts Absolutes; die Ansicht, daß nur die eine Religion überhaupt menschheitsbeglückende und menschheitsfördernde Bedeutung habe, ist ebenso einseitig, wie die frühere Vorstellung, daß nur das römische Recht Recht gewesen sei, und die Meinung von der absoluten Wahrheit einer religiösen Lehre verstößt gegen den Grundsatz, daß alles Vergängliche nur ein Gleichnis und aller Glaube nur ein Sinnbild tiefer metaphysischer Wahrheiten ist.

Unser Interesse an der Politik.

Von Werner Sombart.

Statt ein politisches Programm zu entwickeln, das heißt also: statt Werturteile auszusprechen und Forderungen aufzustellen, wie das sonst üblich ist, wenn man eine neue Zeitschrift bei den Lesern einführen möchte, will ich das heikle Kapitel der Politik an dieser Stelle mit einer Frage beginnen und will versuchen, eine Antwort auf diese Frage zu geben; auf die Frage, die also lautet: wie geht es zu, daß in Deutschland das Interesse gerade der Gebildeten an allem, was Politik heißt, von Jahr zu Jahr geringer wird, also daß die Kluft, die zwischen Bildung und Politik sich auftut, zu einem breiten Abgrunde sich auswächst, der überhaupt nicht mehr überbrückbar zu sein scheint. Da doch — wie man oft genug festgestellt hat — alle Bedingungen erfüllt sind, damit ein reges politisches Interesse gerade auch in den Kreisen des gebildeten Bürgertums sich entfalten sollte: das Reich ist geeint und in mächtigem wirtschaftlichen Aufschwung; es sucht sich unter den Völkern seinen Platz zu erhalten oder zu erobern; das allgemeine Wahlrecht gestattet jedermann die Anteilnahme am politischen Leben; neuerdings entfaltet sich sogar ein neues Reis am Stamme der deutschen Eiche: ein mächtiges Kolonialreich .... Und trotz alledem: kein Funken von politischer Leidenschaft, ja auch nicht einmal der Hauch eines wärmeren politischen Interesses bei den Gebildeten. Ich frage (und ich denke, die Frage lohnt sich wohl gestellt zu werden): Wie erklärt sich das? Oder beobachte ich etwa falsch? Interessiert man sich in Deutschland doch für Politik? Hat man nicht noch vor wenigen Monaten Berlins „Intellektuelle" — von Liebermann bis Anton von Werner, von Dehmel bis Wildenbruch, von Simmel bis Schmoller — für eine hochpolitische Frage: die Bewilligung eines Nachkredits für die koloniale Schutztruppe, in einer imposanten Versammlung sich begeistern gesehen? Und sind nicht die Wahlen des heurigen Faschings der beste Beweis dafür, daß gerade auch die Gebildeten ein warmes Interesse an politischen Vorgängen nehmen, wenn nur der rechte Moment kommt, um es zu betätigen? Und der Enthusiasmus für die Flotte und derlei Dinge?

Ich glaube nein: Diese Vorgänge beweisen nichts für das Interesse an der Politik; eher sind sie ein Beweis fürs Gegenteil. Ich glaube, daß eine Versammlung wie die der „Intellektuellen" Berlins in einem politisch interessierten Milieu überhaupt nicht denkbar wäre (ich werde meine Meinung darüber in einem anderen Zusammenhange später begründen). Und was die Beteiligung an den Wahlen anbetrifft, so haben sie schon gar nichts mit Politik und politischem Interesse zu schaffen.

Man sollte nicht jeden Vorgang, der äußerlich in irgend einem Zusammenhange mit der Politik steht, für einen politischen oder gar das Interesse an ihm für politische Interessen halten. Ich glaube, wir müssen uns, ehe wir die aufgeworfene Frage beantworten können, erst darüber verständigen: was wir unter politischen Interessen verstehen wollen. Wenn sich Gymnasiasten und Backfische für die Flotte interessieren und dem Flottenverein beitreten, so ist das gewiß kein Zeichen für das Anwachsen irgend welchen politischen Interesses, sondern nur ein Zeichen dafür, daß sich momentan die Pubertäts-Schwärmerei für Rittertum und die Indianerromantik in der Richtung auf die Seeabenteuer bewegen.

Und wenn etwa bei allerhand Geschäftsleuten die Interessen an der Kolonialpolitik erwachen, so bedeutet das auch noch keine Zunahme politischer Interessen. Wie es denn auch gewiß nicht der Ausdruck politischer Interessen ist, wenn sich ein Volk plötzlich einmal für ein großes nationales Ideal begeistert — etwa den Feind aus dem Lande zu jagen. Wie es gewiß nicht politische Interessen sind, die den einzelnen an patriotischen Festen teilnehmen heißen.

Und ebenso wenig beweist die rege Beteiligung an einem so interessanten Sport wie allgemeinen Wahlen, daß eine Bevölkerung politisch interessiert sei. Die Psychologie der Wahlen sollte einmal von einem geistvollen Sozialpsychologen dargestellt werden. Man würde dann, glaube ich, zu dem frappanten Ergebnis kommen, daß selbst bei Leuten, die sonst sich ihr Lebtag mit Politik befassen — bei der unseligen Spezies der Berufspolitiker — gerade die Wahlzeit die einzige Zeit ist, in der sie sich einmal von der schweren Bürde des politischen Lebens erholen. Die Wahlzeit ist die Faschingszeit für den Berufspolitiker. Die Zeit der beständigen Aufregungen, der durchwachten Nächte, der müden Augen, des fortgesetzten Rausches und Taumels, in der er auf Tage und Wochen die Misere des Alltagslebens (eben des politischen) vergißt: weshalb er auch den Wunsch nach häufiger Wiederholung dieser Feste hat. Schon eine oberflächliche Analyse aber des Reizes, den jede Wahlkampagne auf die Berufspolitiker ausübt, würde ergeben, daß ganz und gar andere Seelenstimmungen als die des politischen Interesses die Oberhand in dieser Zeit gewinnen, und zwar im wesentlichen sportliche Interessen: die Freude, dem Gegner mit möglichst vielen Nasenlängen zuvorzukommen, die Freude an der Massenhaftigkeit der Stimmenziffern, die Freude an hohen Rekordleistungen in der Abhaltung von Wahlversammlungen, in der Verteilung von Flugblättern u. dgl. Und diese sportliche Aufregung ergreift dann in der Wahlzeit auch die sonst indifferenten Kreise. Man kürt sich einen Favoriten und bangt nun um dessen Sieg. Diese rein sportliche Behandlung der Wahlen hat ihre reinste Ausbildung in den Vereinigten Staaten erfahren. Hier interessiert sich im Grunde schon längst überhaupt kein anständiger Mensch mehr für Politik, die vielmehr eine Art von unehrlichem Gewerbe geworden ist (wie die Abdeckerei, die Scharfrichterei usw. im Mittelalter). Aber in den großen Wahlkampagnen ergreift ein unerhörter Taumel das ganze Volk, dessen interessantester Sport in der Tat die Präsidentenwahlen geworden sind.

Was aber sind denn nun eigentlich politische Interessen?

Ich will zunächst noch weiter sagen, was ebenfalls keine politischen Interessen sind, obwohl man sie häufig genug mit jenen zusammenwirft:

Interessen am öffentlichen Leben: etwa an der Ausschmückung unserer Städte mit schönen Bauwerken und Standbildern; die Abhaltung von Volksfesten, Veranstaltung von Schauspielen, Einrichtungen von öffentlichen Bildungsstätten — die Interessen an diesen und ähnlichen Dingen sind keine politischen Interessen.

Noch viel weniger aber hat mit dem Interesse an der Politik die Anteilnahme am Wohl und Wehe des Volkes zu tun. Auch die gemeinnützige Tätigkeit hat damit nichts zu tun. Man kann beispielsweise das Wohl der arbeitenden Klassen zu fördern sich zur Lebensaufgabe machen und kann darum doch ein ganz „unpolitischer" Mensch bleiben. Man denke etwa an den Pastor Bodelschwingh. Ja, es ist gar kein seltener Fall, daß die Salus publica aus einem überwuchernden Interesse an der Politik gefährdet wird: wenn das

Interesse an der Durchsetzung des Mittels Herr wird über das Interesse an der Verwirklichung des Zwecks.

Also liegt das spezifisch Politische in der Eigenart der Mittel zur Erreichung bestimmter Erfolge? Nicht ohne weiteres. Vielmehr erscheint uns das Politische in einer so mannigfachen Gestalt, daß man zweifeln kann, ob es überhaupt etwas Eigenartiges und Gleichartiges gebe, das sich als politisches Interesse ansprechen läßt. Selbst dann, wenn man nur den landläufigen spezifischen Sinn des Wortes, seine engere Bedeutung vor Augen hat und ganz außer acht läßt, daß wir auch von der klugen „Politik" einer Geliebten reden, die uns durch allerhand Kunstgriffe immer wieder an sich zu fesseln versteht. Ich sage: auch wenn wir Politik in dem viel engeren Sinne fassen, der uns vorschwebt, wenn wir von politischen Interessen reden, überrascht uns die Vieldeutigkeit des Wortes, sobald wir genauer hinsehen, was darunter verstanden werden kann; überrascht uns vor allem die Mannigfaltigkeit der Seelenstimmungen, die jeweils durch ein politisches Interesse ausgelöst werden.

Nur ein paar Hindeutungen will ich hier machen: wo überall und in welchen Formen politisches Interesse zutage treten kann.

Politisches Interesse kann zunächst Interesse an der politischen Tätigkeit als solcher, kann also ein rein formales Interesse sein. Und zwar sehr verschiedener Art, je nach der Sphäre, innerhalb deren es sich betätigt: Da ist das Interesse, das der leitende Staatsmann an der Regelung der internationalen Beziehungen seines Landes nimmt, also das spezifisch-diplomatische Interessiertsein, das die Reize des Intriguierens, aber auch die Reize des Schachspiels wecken kann.

Ganz anderer Art sind die Interessen an der Gestaltung der inneren Politik, auch wenn diese eigenmächtig vom absoluten Herrscher gemacht wird. Hier werden wir eher an Stimmungen, Empfindungen denken müssen, wie sie den Künstler beseelen, der ein Werk schafft: das Interesse bietet die Freude, den eigenen schöpferischen Ideen Gestalt zu geben. Etwa bei Goethe, als er Staatsminister war.

Wozu sich dann leicht die Lust am Herrschen, der Kitzel der Macht gesellen, die wohl bei allen politischen Interessen Anteil haben, aber naturgemäß im absolut regierten Staat am stärksten zur Geltung kommen.

Ganz anderer Art sind dann die Gefühle, die den Politiker im konstitutionellen Staate beseelen. Hier werden beim Machthaber auch die Lust am Gestalten und die Freude an der Macht einen wichtigen Bestandteil seines Interesses an der Politik bilden. Aber schon der Machthaber im konstitutionellen Staate muß mit jenen Empfindungen die Neigungen des Schachspielers verbinden, soll er volle Befriedigung in seiner Tätigkeit finden: wie er die Figuren richtig zieht, um stets eine gefügige Majorität in den Parlamenten sich zu erhalten. Was dann beim Parteipolitiker die vorherrschenden Freuden werden müssen. Bei ihm überträgt sich die Seelenstimmung, die den Machthaber beherrscht, vom Staate auf die Partei: er will in ihr herrschen wie jener im Staate und durch sie im Staate: bei ihm also muß jede Maßnahme zunächst unter dem Gesichtspunkt des Parteiinteresses orientiert sein.

Aber das alles ist doch nur ein formalpolitisches Interesse, wie man es nennen könnte. Ein künstlerisches Interesse — l'art pour l'art — wie es freilich wohl häufig genug allein in einer Persönlichkeit sich geltend macht. Aber ich will hoffen und möchte glauben: nicht

als Regel. Vielmehr wird — wenigstens dort, wo die politischen Interessen, wie wir uns zu sagen gewöhnt haben, „ehrliche" sind, das heißt, wo ihnen überhaupt irgend ein „Sachinteresse" zugrunde liegt — das Interesse an der Politik begründet sein in dem Interesse an der Verwirklichung bestimmter Zwecke, denen alles politische Können dienstbar gemacht werden soll. Was nun aber ist dieses geheimnisvolle Ziel, dem alles politische Wesen zustrebt, in dessen Eigenart auch die mannigfachen Formen des politischen Interesses schließlich ihre Einheit finden? Ich denke, wenn man es in einem Satze aussprechen will, worauf sich das politische Interesse übereinstimmend richtet: es ist die Gestaltung der gesellschaftlichen Beziehungen durch Gesetzgebung und Verwaltung, es ist die Regelung unseres Lebens in der Gesellschaft durch äußere Normen. Also daß das politische Interesse so weit reicht als die Gestaltung menschlicher Lebensverhältnisse durch die äußerlich regelnden Normen der öffentlichen Gewalt geboten und möglich ist. Aller politischen Tätigkeit — sofern sie nicht um ihrer selbst betrieben wird — muß der Glaube an die Wichtigkeit jener äußeren Regelung zugrunde liegen und damit zur gleichen Zeit der Glaube an den hohen Wert der jene Regelung bewirkenden Organe: des Staates (dem immer die übrigen öffentlichen Körper gleichzusetzen sind), sowie als Mittel, wiederum den Staat zu beherrschen: der politischen Partei. Dieses Interesse können wir als sachpolitisches bezeichnen, das aber nicht mit dem Sachinteresse verwechselt werden darf. Es kann aus persönlichen Nützlichkeitserwägungen entspringen, dann reden wir von Interessenpolitik, oder aus Gemeinnützigkeit, dann ist auch das politische Interesse ein gemeinnütziges.

Diese Begriffsbestimmung gilt zunächst (und vor allem) für die sogenannte „innere" Politik und das Interesse an ihr; kann aber auch auf die äußere Politik übertragen werden, sofern deren Ziel ja im Grunde auch vertragsmäßige Ordnung der internationalen Beziehungen ist. Wo die Möglichkeit dieser Ordnung aufhört und die Macht der Waffen die Entscheidung trifft, hat auch die Politik aufgehört.

Zur Erläuterung oder Ergänzung wird man hinzufügen müssen: daß das politische Interesse in dem hier entwickelten Sinne stets praktischer Natur ist; das heißt: mit dem Wunsche gepaart: ein bestimmtes politisches Ideal zu verwirklichen. Wodurch sich die spezifisch politischen Interessen unterscheiden beispielsweise von denen des Soziologen, der die gesellschaftlichen Zusammenhänge nur erkennen will; des Juristen, der rechtliche Zusammenhänge klarlegen will; des Verwaltungsbeamten, der eine gegebene Ordnung nur zur Anwendung bringen will (obwohl natürlich in alle diese Interessen sich politische Interessen mischen können).

Was spezifisch politische Interessen sind, machen wir uns am besten klar, wenn wir uns einen typisch politischen Menschen vor Augen stellen, einen homo politicus.

Das ist also ein Mensch, der der äußeren Regelung unseres Daseins durch den Staat eine überragende Bedeutung beimißt — was natürlich nicht ausschließt, daß er die Staatseingriffe, das Vielregieren usw. verdammt und für politische „Freiheit" kämpft: kämpft er dafür, so beweist das eben, daß er jene Hochachtung vor der äußeren Regelung hat — und der alle Lebensverhältnisse unter dem Gesichtspunkt dieser Regelung betrachtet. Er geht im Walde spazieren und denkt an Baumfrevel, Wildschaden, Jagdgerechtigkeit, Holzleserecht, fiskalische Forstpolitik. Er reist in Italien und denkt an die schlechte Verwaltung der Eisenbahnen, an den Unfug des Bettelns, an die Austrocknung der Pontinischen Sümpfe, an die Latifundien in der römischen Campagna, oder vielleicht sogar an den Dreibund. Und in den bunten Hallen der

Alhambra, wenn die weißen Nebel aus dem Tale des Guadalquivir aufsteigen; und auf den Klippen von Helgoland, wenn die Sonne hinter den roten Felsen im Meere versinkt: da holt er das Abendblatt aus der Tasche, um nachzuschauen, wie in der zweiten Lesung die Abstimmung ausgefallen ist über die Viehseuchenkonvention mit Oesterreich-Ungarn. Ihn jammert die ärmliche Lebenslage der breiten Volksmassen, und er beschließt, für Verbesserung der Arbeiterschutzgesetze, für Aufhebung der Lebensmittelzölle „durch Wort und Schrift" einzutreten, aber auch für die Ausdehnung der politischen Rechte des Arbeiters, damit dieser selbst Einfluß auf Gesetzgebung und Verwaltung gewinne.

Der weibliche homo politicus — eine heute immer häufiger auftretende Spielart, die in dem Maße zunimmt, als bei den gebildeten Männern das Interesse an der Politik erkaltet — der weibliche homo politicus, dem das Wohlergehen seiner Geschlechtsgenossinnen am Herzen liegt, wird für die Reform des Eherechts, des ehelichen Güterrechts, der Alimentengesetze, der verfassungsmäßigen Rechte der Frauen und dergleichen sich erwärmen, weil er eben von dorther die Rettung kommen sieht.

Und wer als politischer Mensch — wie es ja wohl die Regel ist — für das Wohl des ganzen Volkes sich interessiert, dem wird nichts wichtiger erscheinen, als die Staatsverfassung, in der die äußere Regelung des gesellschaftlichen Lebens ja gleichsam kulminiert: er wird Anhänger der monarchischen oder republikanischen oder konstitutionellen Verfassungsform, Anhänger des Ein- oder Zweikammersystems, Anhänger dieses oder jenes Wahlrechtssystems sein: eben weil er glaubt, daß Wohl und Wehe der Nationen wie der Einzelnen abhängig seien von dieser oder jener Norm.

Der homo politicus feiert Weihnachten damit, daß er einen Leitartikel zur Verherrlichung des Sozialismus schreibt und Jesus als Urkommunisten und Anwalt der Armen und Bedrängten schildert.

Er sieht in Bismarck den konservativen, in Virchow und Mommsen die freisinnigen, in Lueger und Stöcker die antisemitischen Politiker, ohne weiteres Interesse an dem zu nehmen, was diese prominenten Menschen sonst etwa waren oder sind.

Und ich sage nun: Das Interesse der Gebildeten in Deutschland an der Politik in diesem Sinne ist immer mehr im Schwinden, und will versuchen, dieses Phänomen zu erklären. Das kann nun, da die zum Verständnis notwendigen Erklärungen soviel Zeit in Anspruch genommen haben, erst in den folgenden Artikeln geschehen.

Krankheit und Erziehung.

Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt-Steglitz.

In diesen Tagen machte ich bei einem Besuch in Frankfurt a. M. eine mich überraschende Erfahrung, die meines Erachtens in weiten Kreisen bekannt zu werden verdient. Es handelt sich um praktische Versuche auf dem Gebiete der Heilpädagogik. Durch Studium der psychologischen Untersuchungen, die sich mit der Kindesseele beschäftigen, und durch eigene Beobachtung hatte sich bei mir schon längst die Ueberzeugung festgesetzt, daß das meiste von dem, was als kindliche Unart

beurteilt und bestraft wird, auf krankhafte Anlagen zurückzuführen sei. Mir ist auch bekannt, daß der Direktor der Sofienhöhe bei Jena, der auch als Schriftsteller angesehene Pädagoge J. Trüper, seit Jahren schon durch hygienische Pflege mit gutem Erfolge gegen moralische Schwächen der Kinder vorgeht. Die moderne Pädagogik will eben eine angeborene Sündhaftigkeit der Kinder nicht gelten lassen und wendet liebevolle Pflege in Fällen an, wo vorher mißbräuchlich die harte Zucht des Stockes angewandt wurde. In Frankfurt also lernte ich Herrn E. Kampmann, einen Schüler Reinhold Gerlings, kennen, der dort ein „Heilpädagogium" für Suggestivbehandlung im Wachzustand und Hypnosen errichtet hat. Sein Sanatorium liegt in der Erlenstr. 13 am Hohenzollernplatz.

Aus seinem eigenen Munde und mehr noch durch das Zeugnis des ihm befreundeten Dr. med. Voigt wurde ich darüber belehrt, daß es ihm in zahlreichen Fällen gelingt, nervöse Störungen verschiedenster Art an Kindern durch seine Heilmethode dauernd zu beseitigen. Sein Prospekt, den ich in Händen halte, verspricht Erfolg im Kampfe gegen Lügenhaftigkeit, Naschhaftigkeit, Kleptomanie (Stehlsucht), Trägheit, Unaufmerksamkeit, Launenhaftigkeit, Jähzorn, gegen Bettnässen, Nägelkauen, Sprachstörungen, Stottern, Lispeln, geschlechtliche Verirrungen und Ausschweifungen, gegen Willensschwäche, Schüchternheit, Angstzustände, gegen alle schlechten Angewohnheiten, auch gegen Trunksucht, Rauchsucht usw., usw. Außerdem verspricht er vorgeburtliche Erziehung während der Schwangerschaft ebenfalls durch Suggestivbehandlung. Ferner bekämpft er Nervenstörungen und Gemütsleiden wie Schlaflosigkeit, nervöse Verdauungsstörungen und Kopfschmerzen, Migräne, Neuralgien, Ischias, Veitstanz, Epilepsie, nervöses Hautjucken, nervöse Herzbeschwerden und Schwindel, hysterische Lähmungen und Krämpfe, Wein- und Lachkrämpfe, sexuelle Störungen nervöser Art, wie psychische Impotenz, sexuelle Ueber- und Unempfindlichkeit, Perversitäten usw. Ferner Zwangserscheinungen wie Erröten, Schüchternheit, Platz-, Saal-, Höhen- und Bühnenangst, Menschenfurcht, Zweifelsucht, Examenangst, Grübelsucht, Eifersucht, Berührungsfurcht und Reinigungsmanie, Schreibfurcht, religiöse, musikalische, sexuelle Zwangserscheinungen, Zwangstriebe, Furchtgedanken, sich oder andere zu töten, Rechnen- und Zählzwang, die Furcht, irrsinnig zu werden, oder sonstige fixe Ideen, allgemeine unbestimmte Angstgefühle usw.

Das heißt allerdings viel versprechen!

Zahlreich aber wenden sich Eltern an ihn, wenn sie in dem Betragen und dem Gemütsleben ihrer Kinder krankhafte Veränderungen wahrnehmen, häufig kommen zu ihm auch aus eigenem Antriebe größere Schüler, junge Studenten und Kaufleute, um sich durch seine Behandlung im Willen und dem Kampfe gegen allerlei Verirrungen zu stärken. Er konnte mich versichern, daß ihm solche Patienten unter den Händen neu aufblühen, schon in wenigen Wochen sichtlich zu neuer Kraft und zu

innerer Freiheit gelangen. Herr Kampmann machte mir in Erscheinung und Wesen einen verläßlichen Eindruck. Ich hörte, daß er auch in der Stadt seiner Wirksamkeit einen guten Ruf genießt.

Mit Verantwortlichkeit dürfte ich sein Heilverfahren natürlich nur dann empfehlen, wenn ich die Erfolge aus eigener Beobachtung kennen gelernt hätte. Aber schon die Tatsache, daß er moralische Schwächen pathologisch und pädagogisch beurteilt und behandelt, daß er durch seine Tätigkeit vor der Verirrung warnt, solche moralische Krankheitserscheinungen durch harte Strafen, durch Erregung von Furcht, durch Mißachtung oder Scheltreden zu bekämpfen, ist ein Verdienst, das Anerkennung und weite Beachtung fordert. Wie unendlich viel ist auf diesem Gebiete schon an leidenden Kindern gesündigt worden! Wieviel häuslicher Verdruß, wieviel heimliche Tränen, wieviel Verzweiflung, ja, wieviel Selbstmorde hätten vermieden werden können, wenn schon früher eine solche humane, wissenschaftlich begründete Anschauung und Praxis Allgemeingut der Erzieher gewesen wäre.

Ich erinnere mich, um aus den vielen Fällen, die hier in Betracht kommen, nur einen gut beglaubigten zu nennen, daß der bekannte Schriftsteller Johann Gottfried Seume in seiner Selbstbiographie (1813) erzählt, er habe in seiner Jugend viel Tadel und viel Ungemach ertragen müssen, weil ihm das Bettnässen als Ungezogenheit angerechnet wurde. Auch seine älteren Brüder hätten daran gelitten, und einer von diesen habe sich aus Verzweiflung darüber das Leben genommen. Ferner erzählt er, er habe die Unart gehabt, beim Nachdenken die Stirn kraus zu ziehen, und die liebenswürdige Frau Direktorin, bei der er in Pension lebte, sei ihm deshalb unzählige Male mit freundlicher Hand über die Stirn gefahren. Geholfen aber habe es nichts. Natürlich nicht. Wir sehen die zerfurchte Stirn heute noch auf Seumes Mannesbildnis. Dergleichen vermeintliche Unarten sind in der Regel nichts als nervöse Erscheinungen oder ererbte, vielleicht von Ururahnen her ererbte, körperliche Eigenarten, gegen die jeder Kampf vergeblich ist.

Wenn erst die Ansicht allgemein verbreitet sein wird, daß alle Schulkinder, bevor sie zum Lehrer kommen, vom Arzte auf körperliche, geistige, moralische Qualitäten geprüft werden müssen, dann wird aus dem Jugendleben auch viel unverschuldetes Ungemach verschwinden.

Der Heilpädagoge Kampmann ist befreundet mit einem andern, auf ähnlichem Gebiet tätigen Herrn, der sich als Charakterologe vorstellt. Ich habe diesen Herrn auch in Frankfurt a. M. kennen gelernt. Er heißt Carl Kotthaus und wohnt dort in der Leerbachstr. 45. Er hat sich dem Studium der Physionomik gewidmet, und seinen Blick für Formen und Farben, für Ausdruck und Zeichnung des menschlichen Gesichtes und der gesamten menschlichen Erscheinung so geschärft, daß er sich über Charakter, Befähigung und Eigenart jedes einzelnen auf den bloßen Augenschein

hin ein verläßliches Urteil abzugeben getraut. Ich habe ihn darin nur in einem Falle tätig gesehen, nämlich bei der Charakterstudie, die er an mir selbst machte. Ich war überrascht, wie zutreffend er meine Natur darstellte. Aber ich darf deshalb keinen großen Wert darauf legen, weil ich ihm, wie er mir sagte, schon aus meinen Schriften bekannt geworden war. Seine Freunde bestätigten mir aber, daß er von Kindern, die ihm fremd zugeführt wurden, zur Ueberraschung der Mütter, die gesamte geistige Eigenart auf das verläßlichste bestimmte; so zuverläßlich, daß diese in der Wahl der Schule nicht mehr irre gehen können. Er sagt den Kindern auf den Kopf: Du hast Befähigungen zum Rechnen und zu technischen Arbeiten; dir fehlt der Sinn für Sprache und Poesie, du wirst auf einem Gymnasium nicht bestehen können. Einem andern Kind sagt er: du bist ein geborener Musiker, auch für Rechnen sehr befähigt, dabei aber flüchtig und für seelische Einflüsse sehr leicht empfänglich und erregbar. Einem Dritten sagt er: du wirst bei deiner angeborenen Neigung für die Natur und für die Tierwelt, bei deiner großen Geduld und Gutmütigkeit als Tierzüchter, etwa als Hühnerzüchter, große Befriedigung finden. Und immer, so bestätigen die Freunde, bekennen auch die Mütter unter Staunen, daß diese Charakteranlagen tatsächlich bei den Kindern deutlich hervorgetreten wären und daß deshalb die Eltern aus Ueberzeugung den ihnen erteilten Rat befolgten. Den meisten Lesern dieser Worte wird ebensolcher Zweifel aufstoßen, wie einer Versammlung von Lehrern, die den Vortrag des Herrn Kotthaus über seine Methode spöttelnd abwies. Er erklärte sich darauf bereit, sofort die Charakteristik jedes einzelnen dieser Zweifler zu geben und stellte ihnen frei, sein Verfahren als Schwindel zu bezeichnen, wenn ihm auch nur an einem Fall ein Irrtum nachgewiesen werden könnte. Und darauf zeichnete er die Charaktere jener Lehrer, die ihm persönlich nicht bekannt waren — und in jedem Falle wurde ihm mit Verblüffung zugegeben, daß sein Urteil sich mit der Wahrheit decke. Er selbst hofft, auf diese Weise junge Leute vor der falschen Wahl der Schulgattung und vor einem falschen Lebensberuf zu bewahren, beabsichtigt ferner, durch seine Vorträge, die er zumeist vor Lehrern hält, diese zu einem wissenschaftlichen Studium der Charaktere zu veranlassen, da nur ein psychologisch streng geschulter Lehrer seine Schüler richtig zu behandeln und gerecht zu beurteilen verstehe. Auf Grund seiner Studien bekämpft er den Mechanismus der öffentlichen Schulen, in denen von allen Köpfen im wesentlichen die gleiche Geistesarbeit gefordert wird. Also auch Mathematik von Köpfen, die schon ihrer äußeren Struktionen nach die Unfähigkeit oder doch jedenfalls den mangelnden Sinn für diese Wissenschaft ersichtlich machen. Seine Methode predigt das gleiche, was jetzt aller Orten gepredigt wird, nämlich den größtmöglichen Individualismus in der Erziehung, die größtmögliche Differenzierung beim Unterricht.

Man ist heute solchen Neuerungen gegenüber nicht mehr so skeptisch wie vor wenigen Jahrzehnten. Wir haben vieles, was wir früher bespöttelten, durch wissenschaftliche

Experimente als erwiesene Tatsache anerkennen gelernt. Wir wollen also auch diese neuen pädagogischen Bestrebungen nicht leichtfertig abweisen.
Ich bin fest überzeugt, daß hier die Keime einer neuen Wissenschaft liegen, mit der auf dem Gebiete der Pädagogik Segensreiches erreicht werden kann. Wie weit die genannten Herren in ihrer Wissenschaft schon vorgedrungen sind, das zu beurteilen fehlt mir die Beobachtung und damit jede Berechtigung. Ich möchte veranlassen können, daß sich Lehrervereine von den Heilpädagogen und Charakterologen Vorträge halten und Vorführungen zeigen ließen, damit dieses interessante Thema zu Nutz und Frommen unserer Jugend weit und breit beachtet und nutzbar gemacht werden könnte. — Sollte aber eine Suggestivbehandlung nachweislich Schädigungen verursachen, was ich bezweifle, so wäre auch aus diesem Grunde notwendig, die öffentliche Aufmerksamkeit auf dieses pädagogische Heilverfahren zu richten.

Wagner-Briefe I.†)

Liebe Frau!

Es ist wirklich Zeit, daß ich Ihnen wieder einmal sage, wie sehr ich Sie liebe! Ich nehme mein schönstes Papier dazu, um Ihnen diese Liebeserklärung recht augenscheinlich zu machen.
Das Letzte, was ich von Ihnen weiß, ist nur, daß Sie Liszt zum Seraph gemacht haben: seitdem weiß ich nur, daß Sie — noch wie zuvor — fortfahren, Nachsicht gegen mich zu üben; dafür danke ich Ihnen! Denn wahrlich, ich bedarf's, sonst ist mit mir nicht einen Tag auszukommen. Meine in jeder Hinsicht so gefesselte und gebundene Lage hält mich nun einmal im fortwährenden, indurablen Fieber. Ich kenne keine Ruhe, als die der Erschöpfung des Fiebers: Ermattung, nicht Ruhe. Eine unglaublich mannigfaltig kombinierte Situation, die ich Tor bis in die weitesten Weltzustände verfolgen kann, erhält mich fest und unentwindbar in meinem Schicksale: ich bin gefangen bis in die notwendigsten Regungen meines Herzens hin, und nichts bleibt mir, als darüber zu weinen, zu toben — und endlich auch wohl einmal zu lachen. Zuzeiten bricht der Jammer in hellen Flammen aus: jetzt war's einmal wieder so weit; Liszt hat böse Briefe von mir bekommen. Sie sollen aber nichts davon wissen, und die vorsichtige Emilie*) auch nicht.

†) Die vorliegenden Briefe Richard Wagners gehören zu den schönsten, die er geschrieben hat. Wenige standen ihm so nahe, wie die Mutter Alexanders und Karls Ritter. Und kein Mißton hat, wie einst in sein Verhältnis zu den Wesendoncks, hier störend in die Harmonie geklungen. Wir hoffen, den Freunden und Schülern des Bayreuther Meisters mit der Publikation eine Freude zu bereiten. Leise und laut bricht durch die Zeilen die Sehnsucht. Brichts manchmal wie verhaltenes Schluchzen. Nach Ruhe und Wahnfried. Spät, fast zu spät, hat sich ihm die Erfüllung und das Glück geneigt... Jedenfalls: Wir blicken in die unruhvollen Zeiten eines unruhvollen Lebens. D. R.
*) Alexander Ritters Schwester.

Seit ich von Paris zurück bin, machte ich mich an die Komposition des „Rheingoldes“ — ich warf mich so leidenschaftlich auf diese Arbeit, daß ich, trotz einer längeren Unterbrechung durch Krankheit, um die Mitte dieses Monats schon damit fertig wurde. Im Sommer soll die Walküre in Musik gesetzt werden, und Ende nächsten Jahres denke ich auch mit den beiden Siegfrieden fertig zu sein. Im Mai 1858 sollen hier in Zürich die Aufführungen des Ganzen beginnen: — lebe ich bis dahin nicht mehr, so ist's desto besser. Dann wird wahrscheinlich Rietz in Leipzig das Ganze zu meiner Totenfeier aufführen: — das wäre so recht analog meinem ganzen Leben.

Mit den jetzigen Aufführungen meiner Opern habe ich mir auch eine rechte Züchtigung aufgebunden: daß ich mir untreu geworden bin und überhaupt diese Aufführungen zugab, muß ich recht büßen. Das Peinlichste ist auch dabei, daß mir zeitweise die Hoffnung auf starken Gewinn geweckt wurde, was mich — wie ich nun einmal bin — zur Verschwendung verleitete: plötzlich läuft dann alles so recht ledern auf Pfennige und Groschen hinaus, daß ich mir immer wie im Erwachen aus den dummen Träumen vorkommen muß, wo man Haufen Gold findet, von denen dann keine Spur vorhanden ist. — Der Leipziger Lohengrin wird mich überhaupt wohl wieder stark zurückbringen: — es geschieht mir ganz recht; wie kann ich dies Werk aufführen lassen, ohne es mindestens selbst ins Leben gerufen zu haben.

Nun, das sind eitle Klagen, denen sich ein solider Mann nicht hingeben soll. — Ich muß Ihnen aber doch noch sagen, wie ich hier lebe. Wie ein rechter Phantast. Ich habe seit einiger Zeit wieder einen Narren am Luxus: (wer sich denken kann, *was* er mir ersetzen soll, wird mich allerdings für sehr genügsam halten!) Des Vormittags setze ich mich in diesem Luxus hin und *arbeite*: — das ist nun das notwendigste, und ein Vormittag ohne Arbeit ist ein Tag in der Hölle. Unter Arbeit verstehe ich aber nie „lesen“ — was ich fast gar nicht mehr kann, so widerwärtig ist mir's: sondern jetzt — komponieren. Dabei übernehme ich mich gewöhnlich, reize auch meine Frau durch das zu spät zu Tisch fertig werden zu gerechter Entrüstung: so daß ich immer mit der lieblichsten Laune der Welt in die zweite Hälfte des Tages trete, mit der ich nun gar nicht weiß, was anfangen: einsame Spaziergänge in den Nebel; an manchen Abenden bei Wesendoncks. Sagen Sie Emilie, daß ich dort noch immer meine einzige Anregung gewinne: Die anmutige Frau bleibt mir treu und ergeben, wenn auch vieles für mich in diesem Umgang marternd bleiben muß. — Die interessanteste Stunde des Tages bleibt immer noch die des Briefträgers: so hänge ich immer fast einzig nur noch von außen ab.

Jetzt hatte ich mir vorgenommen, bis Ende des Monats mit neuer Arbeit auszusetzen, um mich — zu „erholen“. Diese „Erholung“ ist stets fürchterlich: wenn ich an die Wirklichkeit appelliere, werde ich rein fertig; dann könnte ich den ganzen Tag weinen. — So schreibe ich denn auch Briefe. Nun werden Sie sich wundern, warum ich das an Sie schreibe, und noch dazu unter dem Titel eines Liebesbriefes? Sie haben recht: aber ich habe nun einmal alle Logik verloren; und einen Willen habe ich nun schon gar nicht mehr. Alles geht wie Kraut und Rüben durcheinander: die lächerlichste Lustigkeit kommt mir oft in derselben Stunde mit der mordslustigsten Traurigkeit. Das müssen Sie nun alles in dem Liebesbriefe mitnehmen.

Vorgestern hätte ich fast an den König von Sachsen geschrieben, er solle mich amnestieren. Natürlich dauerte das nicht lange; dann wollte ich geradewegs nach Deutschland gehen, und wenn's nicht anders ging, mich fangen lassen. Jetzt laß ich wieder Gottes Schicksal über mich ergehen — und will mich bald wieder an Musik machen. Sagen Sie übrigens Karl, daß ich noch — oder wieder — ganz gut komponieren könnte: ich wär' ganz zufrieden mit dem Zeug, was ich da gemacht. Emilie schreibt mir gar nichts über ihn, doch möchte ich gern wissen, wie sich nun seine Verhältnisse gestalten. Er ist mir bös und wird mir's gewiß nicht schreiben: und doch laß ich ihm versichern, daß ich ihm diesmal einen ganz vernünftigen Brief zur Antwort geben würde. —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Und Sie, liebe Frau? Geben Sie mir nicht einmal wieder ein sichtliches Lebenszeichen von sich? Können Sie sich immer noch nicht einmal zu einer Sommer-Schweizerreise entschließen? Liszt kommt diesmal mit seinen Frauen auf länger: Wesendoncks bleiben auch: es ließe sich doch einmal eine recht wonnige Zeit der ewigen Winterexistenz abgewinnen. Aber — diesmal müßten Sie mit dabei sein! Das hat seine Gründe: ich muß Sie immer wieder haben. Denn wenn ich so auf mein ganzes Leben zurückblicke, — die hellste, leuchtendste Begegnung bleiben mir Sie. Glauben Sie das! Sie bleiben es. — Tausend Grüße an die Kinder! Leben Sie wohl beste, teuerste Freundin!

Ihr
(20. Januar 54.) Rich. W.

Salome-Zauber.

Eine phantastische Studie von Dr. Fritz Volbach-Mainz.

Ein ewiges Rätsel ist des Weibes Seele. Wie in einen tiefen Schacht blickst du in sie hinein, und aus der Tiefe gähnt dir geheimnisvolle Finsternis, unergründlich, undurchdringbar, ein ewiges Geheimnis.

Unendlich, ohne Grenzen ist des Weibes Seele. Unendlich wie das Meer, das vom leisen Atem des Windes bewegt, vom Sonnengolde überflutet, dem hoffenden Schiffer die Heimat verheißt; — unendlich wie das Meer, das vom Sturmwinde gepeitscht, seine wilden Wogen emporschleudert, — weiße Titanenarme, die sich nach dem Himmel recken, ihn herunterzureißen in die unendliche Tiefe. Also ist des Weibes Seele, unendlich, grenzenlos im Guten, unendlich, ewig unergründlich auch im Bösen. Einer Naturkraft gleicht sie, die, was sie umschlungen, zu des Himmels Wonnen hinanzieht; einer Naturmacht, die mitleidlos, ohn Erbarmen, wie die Natur selbst, Vernichtung in sich birgt. — Wie die Verkörperung dieser unerforschlichen, unheimlichen, maßlosen Naturkraft stehen sie vor uns, die düstern Gestalten der Weltgeschichte, wie von blutig glühendem Nebel umwallt: eine Semiramis, Medea, Agrippina, Fredegunde, der Franken Königin, als die furchtbarste, unbegreiflichste aber Salome.

Nur wenige Worte berichtet die Bibel über Salome. Sie tanzt vor Herodes, tanzt um das Haupt des Johannes. Nichts weiter. Was hat Johannes ihr zuleide getan, daß sie

seinen Tod will? Hat er ihre Liebe verschmäht und sie in Haß verwandelt? Wir möchten es glauben, „denn nie," sagt Juvenal, „ist das Weib furchtbarer, als wenn Beschämung sie zum Hasse spornt." Aber die Schrift schweigt darüber, vergebens warten wir auf Antwort. Eine andere Frage drängt sich auf. Welchen Zauber mußte Salomes Tanz in sich bergen, daß er solch furchtbaren Preis verlangen konnte?

Während wir, Antwort suchend, nachsinnen, steigt vor unserer Phantasie die Gestalt der Prinzessin empor. Von der flackernden, roten Glut der Fackeln beleuchtet, steht sie inmitten des Königssaales. Leichte Schleier verhüllen die Schönheit des üppigen Leibes nur zum Scheine. Kaum merkbar beginnt nun der Glieder reizvolles Spiel. Leicht wiegt sie den Körper, die Schleier wallen empor und scheinen die Gestalt schwebend emporzuheben, daß sie wie in einer Wolke lichten Duftes erscheint. An Stelle scharfer Umrisse ein weiches, zartes Uebergehen, — dem Sfumato eines Lionardo ähnlich, — die Linien beginnen zu fließen in wunderbar harmonischem, rhythmischem Spiel. Den Blick wie traumverloren nach innen gekehrt, schwebt sie dahin, „wie eine kleine Prinzessin, deren Füße weiße Tauben sind". Die Welt scheint ihr entschwunden, ein Zauber hat sie umsponnen. Und aller Blicke hängen wie gebannt an ihr und empfinden den Zauber mit und können sich nicht abwenden. Wie ein Rausch erfaßt es alle, ein Rausch unsichtbarer Schönheit, und wie von Musik fühlen sie sich umflutet. Da wird die stumme Gebärde zur Sprache, und die fließende Bewegung beginnt zu klingen. Immer mächtiger ergreift dieses Sirenenlied die Sinne, Schrecken, Grausen weichen dem Lustgefühl höchster ekstatischer Wonne. So mag beim Dionysosfest orgiastischer Taumel die Menge ergriffen haben, daß sie trunken von klingender, tönender Bewegung sich selbst vergessend und entäußernd eine nie empfundene, neue Welt in sich fühlten. „Jetzt soll sich das Wesen der Natur symbolisch ausdrücken; eine neue Welt der Symbole ist nötig, — nicht nur die Symbolik des Mundes, des Gesichtes, des Leibes, sondern die volle, alle Glieder *rhythmisch bewegende Tanzgebärde*." (Nietzsche.) Das hat nichts mit jener strengen, herben, dorischen Ruhe klassischer Kunst zu tun; ein Uebermaß hat das Maß verdrängt. Ein düsterer, dämonischer Zauber, eine elementare Naturmacht sprengt hier die Fesseln, rote Brandglut, die zum Nachthimmel lodert und das Auge nicht abwenden läßt. Und Salome? — Als solche ist sie uns entschwunden, vor uns steht die *Verkörperung jener elementaren Naturmacht, der dämonische Urzauber der Musik*. Ein Geheimnis offenbart sich uns, wir schauen hinein in der Natur innerstes Walten, und das Uebermaß erfüllt uns mit Schrecken und Grausen. Um diesen Zauber zu fesseln, ihn glaubhaft zu schildern und seine Macht zu beweisen, bedurfte es eines Preises von erschreckender Größe wie das Haupt des Johannis, des Reinen, Unschuldigen.

Jener ungebändigte Urzauber ist es aber auch, der allein zu *künstlerischer Gestaltung* drängt. Nicht die Handlung, das Drama ist hier die Hauptsache, fehlt ihm doch jeder Zug, der unser Herz ergreifen und in Mitgefühl erbeben lassen könnte; nicht die Personen sind es. Sie erhalten ihr Leben erst durch Salome, ihre Leidenschaft erst entzündet die jener. Wie in einem Sonnensystem, — um ein Bild Kierkegards zu gebrauchen — die dunklen Körper, welche ihr Licht von der Zentralsonne erhalten, beständig nur zur Hälfte hell sind, leuchtend auf der zur Sonne hingewandten Seite, gerade

so ist's mit den Personen dieses Dramas: nur ihr Lebensmoment, die Salome zugewandte Seite, ist erleuchtet. Nicht eine Handlung gilt es zu schildern, sondern eine Idee, durch die Kunst zu lebendigem Sein zu erwecken.

So haben es die großen Meister auch empfunden und zum Ausdruck gebracht. Nicht aber die Musiker, nicht die Dichter sind es gewesen, die diesen Gegenstand zuerst ergriffen, sondern Meister der bildenden Kunst haben versucht, jene geheimnisvolle Macht in solcher Auffassung uns fühlen zu lassen. Das sehen wir am deutlichsten bei jenen Werken, deren Meister, noch frei von aller Reflexion, sich ganz der naiven Führung ihres Empfindens anvertrauten. Wie einfach und klar z. B. spricht diese Idee aus jenem unvergleichlichen Bilde Giottos in S. Croce in Florenz! Im Mittelpunkte des Bildes, vorne, steht Salome, das Ganze beherrschend. Kein wilder Tanz, kaum scheint sie sich zu bewegen, leicht, schwebend gleitet sie; der rhythmische Fluß der Linie des Gewandes läßt auf die weiche, süße Biegsamkeit der wunderbaren Glieder schließen. Aber etwas Unheimliches, Bezauberndes, etwas schrecklich Dämonisches liegt über dem berauschenden Spiel der Glieder verborgen, das aller Augen auf sich zwingt, wie die Schlange durch den Blick bezaubernd. Das zeigt der Ausdruck der beiden Frauen rechts. Die eine möchte den Blick abwenden, aber sie vermag es nicht, der Zauber zwingt sie, hinzuschauen; in den Augen der anderen aber liegt es wie Furcht, Grausen vor etwas Ungekanntem, Nieempfundenem. Links aber sehen wir die wunderbare Gestalt des Geigers. Wie in Ekstase steht er dort, die Hand, die den Bogen führt, scheint erstarrt, seine Kunst bezwungen durch die Musik, die aus jenen Bewegungen Salomes herausklingt. Fast ebenso, wenn auch weniger tief, hat A. Lorenzetti (wenn er wirklich der Urheber des Bildes ist) die Szene aufgefaßt in der Kirche der Servi in Siena, und Pisano hat versucht, das, was hier der Pinsel geschaffen, in Erz nachzubilden auf jener herrlichen Türe des Baptisteriums in Florenz. Wie hoch überragen diese Bilder an Klarheit und einfacher Größe der Auffassung der Idee jene späteren eines Ghirlandajo u. a.! Aber erst die Musik vermag diese Idee zu wirklichem Leben zu erwecken; was jene nur ahnen lassen können, das vermag sie tatsächlich auszusprechen, gewissermaßen als eine Apostrophe ihrer selbst. Aber keiner der alten Meister hat die Darstellung gewagt. Solange die Kunst fast ausschließlich eine kirchliche war und sich an die kirchlichen Texte halten mußte, verbot sich das von selbst, schon durch den Mangel eines Textes. Wenn man aber sieht, mit welcher Vorliebe sich die Meister der Renaissance des Hohen Liedes, dieses berauschenden, glühenden Liebesgesanges, bemächtigen und es immer wieder, zum Entsetzen der Frommen, in Musik setzen, daß es selbst dem alten Gesangsmeister Zacconi ob all der Weltlichkeit bange wird, so kann man wohl annehmen, daß sie mit Schmerz auf diesen Stoff verzichtet haben. Aber auch die spätere Zeit ging an ihm vorüber.

Den Klassikern war diese dämonische Seite der Kunst fremd, ein unbekanntes, verschlossenes Land. Ihre Kunst ist eine apollinische, eine Kunst des Maßes, der ruhigen Schönheit. Sie gleicht jenen olympischen Göttergestalten, wie sie die Giebel des erhabenen Parthenon-Tempels schmückten. Noch galt das Gesetz von der edlen Einfachheit und klassischen Ruhe als das Oberste, Einzige aller Kunst. Man kannte noch nicht jene wild bewegten Szenen, wie sie der große Altar von Pergamum der erstaunten Welt offenbarte, und die jene Zeit mit Furcht und Grauen würden erfüllt haben.

Erst mußte ein Nietzsche erscheinen und der Welt die Furcht nehmen, die Furcht, hinabzusteigen in die dunklen Tiefen dämonischer Urgewalt, in die Nacht des ewig Menschlichen. Und als erster, der die Furcht nicht kannte, schritt Richard Strauß hinab in das neue Reich. Unbefangen und furchtlos machte er sich den Salomestoff zu eigen, und mit der Zuverlässigkeit eines Sehers erkannte er sein innerstes Wesen. Salome ist ihm die Verkörperung der dämonischen Naturmacht der Musik. Die „volle, alle Glieder rhythmisch bewegende Tanzgebärde" wird bei ihm zum lebendigen Ton. Richard Wagner nennt einmal die Symphonie eine Apotheose des Tanzes, das gilt viel mehr, und zwar im höchsten Sinne, von Strauß' Salome von der ersten bis zur letzten Note. Die tanzende Salome macht allein den Mittelpunkt, das Wesen des Werkes aus, ihre Leidenschaft allein entzündet die der andern, durch sie allein erhalten sie Leben. Was Nietzsche vom Archilochus sagt, gilt hier, nicht sie ist es, nicht ihre Leidenschaft, die vor uns in orgiastischem Taumel tanzt: wir sehen Dionysos und die Mänaden, wir fühlen etwas von dem Urwesen der Musik in seinem elementaren Sein. Mit richtigem Gefühle hat Strauß dieser Idee alles andere untergeordnet. Was man hat tadeln wollen, das Zurücktreten Jochanaans, die fast aphoristische Behandlung der beiden Nazarener, das ist in Wirklichkeit des Werkes Vorzug. Denn nicht um die Darstellung eines ethischen Problems handelt es sich hier, nicht um den Sieg des Moralischen, nicht um die Darstellung des Kampfes zweier Weltanschauungen, sondern einzig und allein um die Verkörperung einer Idee in und durch die Gestalt der Salome. Die Klarheit allein, mit der Strauß dieses Ziel verfolgt, trägt schon das Zeichen des Genies. Es ist natürlich, daß diese neue Kunst des Uebermaßes uns erst mit Schrecken und Grausen erfüllen mußte, wie einst die Griechen, als des Dionysos orgiastische Kunst in die heitere Welt Apolls hereinbrach. Wie jene Frauengestalten auf Giottos Bild möchten wir gerne den Blick abwenden, aber der Zauber zwingt ihn immer wieder hin. Auch wir werden es fühlen müssen, „daß Apoll nicht ohne Dionysos leben kann", auch wir werden das „Titanische", das „Barbarische" zuletzt als eine ebensolche Notwendigkeit wie das Apollinische betrachten lernen.

Die Briefe des Zurückgekehrten.

Der erste.

April 1901.

So bin ich nach achtzehn Jahren wieder in Deutschland, bin auf dem Weg nach Oesterreich, und weiß selbst nicht, wie mir zumuth ist. Auf dem Schiff machte ich mir Begriffe, ich machte mir Urtheile im voraus. Meine Begriffe sind mir über dem wirklichen Ansehen in diesen vier Monaten verloren gegangen, und ich weiß nicht, was an ihre Stelle getreten ist: ein zerspaltenes Gefühl von der Gegenwart, eine zerstreute Benommenheit, eine innere Unordnung, die nahe an Unzufriedenheit ist — und fast zum erstenmal im Leben widerfährt mir's, daß ein Gefühl von mir selbst sich mir aufdringt. Sind es die überschrittenen Vierzig, und ist auch in mir etwas schwerer und dumpfer geworden, so wie mein Körper, den ich in den Districten nie gespürt habe und nun — wenn das nicht

eine angeflogene Hypochondrie ist — zu spüren anfange? Ich machte mir einen Begriff von den Deutschen, und noch als ich über Wesel der Grenze zufuhr, hatte ich ihn ganz rein in mir: es war nicht völlig der, den die Engländer vor 70 von uns hatten, nur mit den wenigen Büchern, die ich mit mir führte, dem Werther und Wilhelm Meister, floß mir mein Bild von den Deutschen auch nicht zusammen (was in diesen Romanen abgespiegelt war, erschien mir immer wie ein Spiegelbild, unendlich vertieft, verklärt, beruhigt), aber auch den unfreundlichen Begriff, den die Engländer unserer Zeit von uns in Umlauf setzen, hatte ich von mir abgewehrt: denn ein Volk verwandelt sich nicht bis zur Unkenntlichkeit, es regt sich nur wie im Schlaf und wirft sich herum, es stellt nur andere Seiten seines Wesens ins Licht. Und nun bin ich seit vier Monaten unter ihnen, habe in Düsseldorf mit ihren Minenleuten gehandelt und in Berlin mit ihren Bankleuten, habe Gerhart auf seinem Amt besucht, Charlie auf seinem Gut, habe um eines Gutachtens willen mich von einer Göttinger Kapacität an eine Gießener weisen lassen, mich in Bremen verhalten und in München umgetrieben, habe mit Aemtern und Behörden zu thun gehabt, Eure Eisen- und Maschinenleute, Eure kleinen und großen Herren gekostet — und weiß nicht, was ich sagen soll.

Was hatte ich mir denn vorgestellt? Was hatte ich zu finden erwartet? Und warum ist mir nun, als verliere ich den Boden unter den Füßen? Du kannst Dir denken, daß ich darüber hinaus bin, eine vereinzelte persönliche Erfahrung ins Allgemeine zu ziehen. Auch ist mir niemand anders als loyal begegnet, ich habe meine javanesisch-deutschen Negociationen besser abgewickelt, als ich mir hätte träumen lassen, und bin heute frei, und dazu zwar nicht reich, aber unabhängig, was mehr ist. Nein, es ist nichts in mir, was mich befremdet und quält und mich der Heimath nicht froh werden läßt, es ist kein spleen, es ist — also, wie soll ich es nennen? Es ist mehr als eine Beobachtung, es ist ein Gefühl, eine Beimischung aller Gefühle, ein Existenzgefühl — Du siehst, ich quäle mich zurück in den Gebrauch einer Kunstsprache, die mir in zwanzig Jahren fremd genug geworden ist. Aber muß ich wirklich complicirt werden unter den Complicirten? Ich möchte in mir selber blühn, und dies Europa könnte mich mir selber wegstehlen. So will ich es Dir lieber weitschweifig oder ungeschickt sagen und ihren Kunstworten ausweichen. Du kennst mich genug, um zu wissen, daß ich bei meinem Leben nicht viel Zeit hatte, abstracte oder theoretische Lebensweisheit anzusammeln. Eher eine gewisse practische Erfahrung, aus den Gesichtern von Menschen oder aus dem, was sie nicht sagen, etwas abzunehmen, oder eine kleine Kette von unauffälligen Details hinreichend zu dechiffriren, um allenfalls den Gang der Dinge bei einem Geschäftsabschluß oder einer Krise im Verhalten anderer zu mir oder untereinander irgendwie vorauszusehen. Von Theoretischem aber, wie gesagt, habe ich fast nichts in mir, so gut wie nichts. Immerhin ein oder zwei oder drei Sätze, Aphorismen, oder wie man es nennen wollte; es giebt Verbindungen von Wörtern, die man nicht vergißt; wer vergißt das Vaterunser? The whole man must move at once: Da hast Du eine von meinen großen Wahrheiten. Ich scherze nicht, das ist eine große Wahrheit, ein tiefsinniges Aphorisma, eine ganze Lebensweisheit, wenn es auch nur wenige Worte sind, die nicht viel gleichsehen. Und es war ein großer Mensch, der sie mir überliefert hat. Er war mein Bettnachbar im Spital von Montevideo, und es war einer von denen, die weit gekommen wären. Viel von dem Stoff war in ihm,

woraus die englische Rasse ihre Warren Hastings' und ihre Cecil Rhodes' macht. Aber er starb mit fünfundzwanzig, nicht damals in dem Bett neben mir, sondern ein Jahr darauf, an einer Recidive. Er hatte den Spruch von seinem Vater, der ein Landgeistlicher in Schottland war und hart und bös gewesen sein muß, aber ein tiefer Kopf. Es ist ein Spruch, um ihn auf seinen Fingernagel zu schreiben, und man vergißt ihn nicht mehr, wenn man ihn einmal gefaßt hat. Ich führe ihn nicht oft im Mund, aber er ist irgendwo in mir immer präsent. Es ist mit solchen Wahrheiten — ich glaube nicht, daß es viele von solcher Kraft und Einfachheit giebt — wie mit dem Organ, das wir im inneren Ohr haben, den Knöchelchen oder kleinen beweglichen Kugeln: sie sagen uns, ob wir im Gleichgewicht sind oder nicht. The whole man must move at once, — wenn ich unter Amerikanern und dann später unter den südlichen Leuten in der Banda oriental, unter den Spaniern und Gauchos, und zuletzt unter Chinesen und Malaien, wenn mir da ein guter Zug vor die Augen trat, was ich einen guten Zug nenne, ein Etwas in der Haltung, das mir Respect abnöthigt und mehr als Respect, ich weiß nicht, wie ich dies sagen soll, es mag der große Zug sein, den sie manchmal in ihren Geschäften haben, in den U. S. meine ich, dieses fast wahnwitzig wilde und zugleich fast kühl besonnene „Hineingehen" für eine Sache, oder es mag ein gewisses patriarchalisches grand air sein, ein alter weißbärtiger Gaucho, wie er dasteht an der Thür seiner estancia, so ganz er selbst, und wie er einen empfängt, und wie seine starken Teufel von Söhnen von den Pferden springen und ihm pariren, und es mag auch etwas viel Unscheinbareres sein, ein thierisches Hängen mit dem Blick am Zucken einer Angelschnur, ein Lauern mit ganzer Seele, wie nur Malaien lauern können, denn es *kann* ein großer Zug darin liegen, wie einer fischt, und ein größerer Zug, als Du Dir möchtest träumen lassen, darin, wie ein farbiger Bettelmönch Dir die irdene Bettelschale hinhält — wenn etwas der Art mir unterkam, so dachte ich: Zuhause! — — — Alles, was etwas Rechtes war, worin eine rechte Wahrhaftigkeit lag, eine rechte Menschlichkeit, auch im Kleinen und Kleinsten, das schien mir *hinüber* zu deuten. Nein, meine ungeschickte Sprache sagt Dir wieder nicht die Wahrheit meines Gefühls: es war nicht Hinüberdeuten, auch nicht Erinnert-werden an drüben, es war kein Hüben und Drüben, überhaupt keine Zweiheit, die ich verspürte: es war eins ins andere. Indem die Dinge an meine Seele schlugen, so war mir, ich läse ein buntes Buch des Lebens, aber das Buch handelte immerfort von Deutschland. Ich denke, ich bin kein Träumer, und wenn ich — vielleicht als Bub — einer war, so habe ich jedenfalls in diesen achtzehn Jahren ganz einfach keine Zeit gehabt, einer zu sein. Auch sind es keine Träumereien, von denen ich Dir rede, nichts Ausgesponnenes, sondern etwas Blitzhaftes, das da war, während ich lebte, und oft in Momenten, wo mein Denken und alle meine Nerven vom Leben so angespannt waren wie möglich. Daß ich mich Dir mit einem Beispiel ausdrücke, das freilich beinahe albern ist: es ist wie mit dem Wassertrinken am Brunnen. Du weißt, ich war als Kind fast immerfort in Oberösterreich auf dem Land, nach meinem zehnten Jahr dann nur mehr die Sommer. Aber sooft ich in Kassel während der Schulwinter oder sonst, wohin ich mit meinen Eltern kam, einen Trunk frischen Wassers that — nicht wie man gleichgiltig bei der Mahlzeit trinkt, sondern wenn man erhitzt ist und vertrocknet und sich nach dem Wasser sehnt — so oft war ich auch, jedesmal für eines Blitzes Dauer, in meinem Oberösterreich, in Gebharts-

stetten, an dem alten Laufbrunnen. Nicht: ich dachte daran — war dort, schmeckte in dem Wasser etwas von der eisernen Röhre, fühlte übers ganze Gesicht die Luft vom Gebirg her wehen und zugleich den Sommergeruch von der verstaubten Landstraße herüber — kurz, wie das zugeht, weiß ich nicht, aber ich habe es zu oft erlebt, um nicht daran zu glauben, und so gebe ich mich zu Frieden. — Noch in New York und in St. Louis die kurze Zeit ging das mit mir, dann freilich in New-Orleans schon und später noch weiter im Süden, da verlor es sich: Luft und Wasser waren da zu sehr ein Verschiedenes von dem, was in Gebhartsstetten aus dem Rohr sprang und über den Zaun wehte — und Luft und Wasser sind große Herren und machen aus den Menschen, was sie wollen. Aber das mit dem Trinken sollte ja auch nur ein Beispiel sein. So wie mich ein Trunk an den alten Laufbrunnen in Gebhartsstetten zurückzaubern konnte, so war ich in Deutschland alle die Male, wo in Uruguay oder in Kanton oder zuletzt auf den Inseln mir irgend etwas die Seele traf, es brauchte nur der Blick eines der unglaublich schönen Mädchen zu sein, wie sie auf den einsamen Gehöften der Gauchos aufwachsen, oder die rührende Genügsamkeit eines alten Chinesen, oder kleine gelbbraune nackte Kinder im Teich vor dem Dorf. Denn man erlebt viel, aber das Meiste thun die Sinne ab, oder die Nerven und der Wille, oder der Verstand, aber was die Seele treffen wird, das läßt sich nicht vorausahnen, es kann der einsame schwingende Flug eines tropischen Vogels sein über einem ganz leeren, leierförmig geöffneten Bergthal, oder das Arbeiten eines guten Schiffes unter einer schweren See, oder der Blick eines sterbenden Affen, oder ein braver kurzer Händedruck. Diese Dinge alle, wenn sie kamen und ins Innre des Innern trafen, redeten von Deutschland mit einer Deutlichkeit und Kraft, die weit über dieser ist, mit der diese Schriftzeichen Dir von mir reden. Viel mehr, wenn ein solches Dich traf, so war ich in Deutschland. Das alles ist, wie es ist, und es ist nichts von Träumerei dabei. Jedennoch — in zwei Wochen fahre ich nach Gebhartsstetten und kann so ziemlich sicher sein, den Laufbrunnen wieder zu finden mit der friedlichen Jahreszahl 1776 in verschnörkelten theresianischen Chiffern — da wird er stehen und mich anrauschen, und der alte, schiefe, vom Blitz gespaltene Nußbaum, der immer am spätesten von allen Bäumen seine Blätter bekam und am unwilligsten von allen sie dem Winter preisgab, der wird in all seiner Schiefheit und seinem Alter irgendwie ein Zeichen geben, daß er mich erkennt und daß ich nun wieder da bin und er da ist, wie immer, — aber da bin ich nun vier Monate in Deutschland, und kein Haus, kein Fleck Erde, kein geredetes Wort, kein menschliches Gesicht, wenn ich ehrlich sein soll, keines, hat mir dies kleine Zeichen gegeben. Dies Deutschland, in dem ich herumfahre, handle, abwickle, mit Leuten esse, den kosmopolitischen Geschäftsmann, den fremden, welterfahrenen Herrn agire — wo war ich jedesmal, wenn ich in dem Land zu sein meinte, das man durch den Spiegel der Erinnerung betritt, wo war ich in den Augenblicken, wo nur mein Leib unter den Gauchos oder unter den Maoris herumwandelte? Wo war ich? Nun da dies Deutschland ist, so war ich nicht in Deutschland. Und dennoch, ich nannte es in mir Deutschland. Es war geradewegs der Spiegel der wehmüthigen Erinnerung, durch den ich es betrat — wenn ich es betreten durfte. Es war — es waren Männer und Frauen, Mädchen, Greise und Jünglinge. Es war mehr eine Ahnung als eine Gegenwart, wie das Herüberwehen des Seelenhaftesten, des Wesenhaftesten und des Ungreifbarsten. Es

war der geistigste Reflex — wie nichtssagend ist das Wort für ein Erlebniß, eine innere Krise, die jedesmal stärker war als Wohllust und reiner, zarter begrenzt und bestimmt als ein einfaches, der Erhörung sicheres kindliches Gebet — der Reflex zahlloser ineinander verflochtener Lebensmöglichkeiten. Es war der zarteste Duft eines ganzen Daseins, des deutschen Daseins. Besser kann ich es Dir nicht sagen, so gerne ich möchte. Das Einzelne, der Anstoß kam von außen. Ich war nur wie die Klaviatur, auf der eine fremde Hand spielt. Aber in mir lag etwas, ein Gewoge, ein Chaos, ein Ungeborenes, und daraus konnten Figuren aufsteigen, und das waren deutsche Figuren. Es war Mädchenhaftigkeit und alten Mannes Wesen, es war Behagen und Seßhaftigkeit und wiederum gräßliche Armut ohne ein Strohdach über ihrem Kopf; es war Jünglingsdasein und grenzenlose Freundschaft, grenzenlose Hoffnung; starrende Einsamkeit, bleiches Gesicht, aufgedreht zu den schweigenden Sternen; es war Liebesleben, Bangen, Warten Wartenlassen, Einanderquälen, Einanderumschlingen, Jungfräulichkeit und hingegebene Jungfräulichkeit; es war einen Acker haben, ein Haus haben, Kinder haben, Kinder badend im Bach, badend unter Pappeln, unter Weiden; es war Geselligkeit und Einsamkeit, Freundschaft, Zärtlichkeit, Haß, Leid, Glück, letztes Bette, letztes Daliegen und Sterben. Deutsche Figuren waren es, die sich zu diesen Zauberbildern zusammenballten — nein, es war mehr ein Hauch, als daß es Bilder gewesen wären — und gleich wieder auseinanderflossen, deutsche sparsame Gebärden, ich weiß nicht was vom innersten Wesen der Heimath. Ihr Starkes und ihr Schwaches, ihr Rauhes und ihr Sanftes kam gleichzeitig zu mir, und ich konnte es genießen, konnte ihrer Geschöpfe und des Lebens ihrer Geschöpfe genießen, träumend vom Verlorenen oder vorahnend, vorwegnehmend Freuden der Wirklichkeit, vorbehalten, wie ich mir schmeichelte. Und jedes ihrer Geschöpfe, das mir erschien — nein, denn ich bin kein Visionär und meine Geschäfte gestatteten mir keine Hallucinationen — dessen Seelenhauch als eine flüchtigste Möglichkeit köstlicher zukünftiger Begegnung mich anwehte, jedes Frauenbild und Bild von Greis und Mann und Jüngling, reichem Mann und armem Lazarus, jedes war aus einem Guß und vertrug die innere Wahrheit, daran ich es maß. The whole man must move at once — und so waren sie, ob es Mädchen waren mit Taubenblick oder unstäte Männer, die Augen trunken von grenzenlosen Gedanken, oder verzeihende Greise und zürnende Richter mit Brauen des Löwen. Sie waren aus einem Guß. In einer Gebärde erschienen sie mir, und keiner blieb länger bei mir als die Dauer eines aufzuckenden und erlöschenden Blitzes, denn ich bin kein Tagträumer und führe keinen Dialog mit den Ausgeburten meiner Einbildungskraft. Aber in ihrer einen Gebärde, in der sie an mich heran- und durch mich hindurchwehten, waren sie ganz. In jedem Blick ihrer Augen, in jedem Krümmen ihrer Finger waren sie ganz. Sie waren nicht von denen, deren rechte Hand nicht weiß, was die linke thut. Sie waren eins in sich selber. Und das — oder es müßte mich seit vier Monaten bei offenen Augen der bösartigste, vieltheiligste, zäheste aller bösen Träume narren — das sind die heutigen Deutschen nicht.

Hugo v. Hofmannsthal.

Der Tageslauf einer Preziösen.

Von Edmond Rostand.

(Gekürzt.)

1.

Dreiviertelzehn Uhr.

. . . Doch Lycidas entschwebt; der Traum verbleicht;
Eric erblaßt und Amaryllis weicht
Und Daphnes Haar zergeht in Nebelflor;
Alcimadure verschmilzt mit Lindamor:
Zum Scheidegruße flattert noch ein Band,
Schon fern und ferner, wo Sylvander stand.
Von Seladon ist jede Spur verflogen;
Die Landschaft selbst entschwindet ihrem Blick:
Es bleicht die Brücke wie ein Regenbogen;
Alles verschwimmt; der Gott am Wegeknick,
Der an dem Grabstein lehnt, zerfließt in Blau;
Das Wäldchen, das nicht fehlen darf, wird grau.
Die Bank, der Springquell und die alten Eichen
Mit tausend eingeritzten Liebeszeichen
Sind ausgelöscht als wie von Zauberhand;
Und wo der alte hohle Baumstamm stand,
Der Briefbehälter mancher Liebesgrüße,
Erheben sich zwei Fenster allgemach.
Die Scheiben werden heller nach und nach.
Und wie Eisblumen durch der Sonne Küsse
Sind Schäfer, Zaubrer, Held vom Glas getaut.
Der Tag bringt ein; vor seinem Glanz verstecken
Des Traumes Fetzen sich in dunkle Ecken.
Ein Schäferstab tanzt nach . . . Ein blanker Nagel lacht,
Wo sie des Zaubrers bösen Blick geschaut . . .
Und Anne Sibylle Ogier von Miremonde erwacht.

Sie ist erwacht, und doch, sie glaubt es kaum.
Denn immer noch ist ihr's als wie im Traum.
Theorbenklang mischt sich ins Lied der Spatzen,
Die zwitschernd sich an Vogelbeeren atzen
In einem nahen Garten im Marais.
Der Traum, den Phöbus traf aus lichter Höh',
Lebt er noch fort? Und ist das Auge wach,
Folgt man dem Traum noch mit dem Ohre nach?
Was war das nur? . . . Ihr rosiger Fuß entschlüpft
Dem Bette, das so lang und breit sich streckt,
Sinkt in den Teppich, der den Aufbau deckt,
Ist in das Zimmer flink gehüpft,
Das von dem Bett die stolze Brüstung scheidet,
Macht ein paar Schritte, blickt hinaus und lacht,
Geht Schritt für Schritt zurück und gleitet
Zurück ins warme Lager, gähnt und sagt:
„Es ist Phylant." Sie blinzt zur Wanduhr hin,
Deren Gewichte lange Schatten ziehn,
Und reckt sich, denn sie hat sich überzeugt,
Daß es noch nicht zehn Uhr ist; das besagt,
Daß es für Edeldamen eben tagt.
Sie hat das Haupt ins Pfühl zurückgeneigt,
Und Doralise — denn merkt es Euch und wißt,
Daß dies in Phöbus' Reich ihr Name ist —
Und Doralise, der dort die Zeiger sagen,
Es sei nun Zeit, ihr Herze zu befragen —
Befragt es . . .
Ja, wie ist's damit bestellt?
Phylant, der mit Musik sie weckt, ist ein
Galanter Mann, sein Spiel ihr wohlgefällt.
Ihr dünkt, sie liebt ihn und er sie . . . . . Allein

2.

Phylant.

Phylant, mit Modebändern angetan,
Phylant, sich blähend wie ein stolzer Hahn,
Mit Spitzenschmuck am Fuß statt mancher Feder,
Der Schuhe trägt von Kordovaner Leder,
Was sie auch kosten mögen, und die feinen
Jabots von echtem niederländer Leinen,
Der unterm Aermel schnürt ein schwarzes Band,
Daß um so weißer glänze seine Hand.

Phylant, den Gott durchaus nicht häßlich schuf,
Der so die Laute meistert und den Ruf
Genießt, daß er zu plaudern weiß, Phylant,
Dem das Geheimnis höchster Lust bekannt,
Ja, den man stets mit ihr zusammenbringt,
Wenn auf die Liebe sich die Rede lenkt,
Der drunten just sein Morgenliedchen singt,
Schenkt ihr nicht mehr sein Herz, als sie's ihm schenkt.
Es ist nur ein Roman, ein keckes Spiel . . .

3.

Das Spiel.

Ein Spiel.
Seit Jahresfrist ist es das Ziel
Von Doralise, zu tun, als liebte sie
Phylant, den Dichter, Musketier, Marquis.
Doch insgeheim ist, der ihr Herze hat,
Der Alchimist und Ritter Tiridat.

Phylant bemäntelt Doralises Glut
— Ein schmucker Mantel traun für den Erwählten!
Er spielt nur eine Rolle, doch so gut,
Daß wir ihn unter die Verräter zählten,
Wär' nicht sein eignes Herze schon erglüht
Für eine Freundin seiner Doralise,
In Phöbus' Reich genannt Garamantide.
Zum Schein ist Tiridat entbrannt für diese
Und sie für ihn — ein höchst verwegnes Spiel —
Zu heucheln ist das allgemeine Ziel!

Jedoch wozu solch Drang zu falschem Schein,
Wo der Verdacht, von der geliebt zu sein,
Die man zu lieben heuchelt, dennoch droht?
Zunächst ist Lieben ohne ein Komplott
Und Heimlichkeiten nur ein dumpfes Schwelen
Von plumpen Herzen und von trägen Seelen.
Zärtliche Schäfer lieben das Geheime
Und sind zum Schein getrennt erstrecht verbunden.
Sind denn, Ihr Dichter, die gekreuzten Reime
Nicht auch so gut wie die sich gleich gefunden?
So muß auch ein Quartett von Liebespaaren
Die Herzen wie die Verse klug verschränken.
Und dann: oh Du, Asträa, hast's erfahren, —
Du, die entflieht durch dies Gewirr von Ränken
Wie durch den Wald — wir sind nicht sehr verlegen
Und keine Röte unsre Wangen deckt
Und keine Drohung unsre Liebe schreckt,
Wenn man uns nachsagt, was nicht ist — dagegen
Schon beim Verdacht der Wahrheit zittern wir.
So führen wir die bösen Zungen irr.
Vier Herzen, durch den Doppeltrug geborgen,
Sie schlagen heimlich, kennen keine Sorgen.

— — — — — — — — — — — — —

Und „keine Sorgen" wiederholt sie bang,
Sie stutzt ob ihrer Stimme Zweifelklang.
Je öfter sie es sagt, je minder schon
Bezweifelt sie, daß zweifelnd ist ihr Ton.
In diesem Augenblicke schlägt es zehn.

4.

Zehn Uhr.

So scharf sie sich belauscht — im Nu vergehn
Die Zweifel alle: Doralise denkt
Nur noch der Gäste, die sie heut empfängt.
Sie hält sich wach. Sie ruft: Was bringt Martine
Ihr da in der vergoldeten Terrine?
Ein leichtes Frühstück: Gerste, fein gestoßen
Und durchgeseiht, mit Brüsten von Geflügel,
Die mit Rosinen und mit trocknen Rosen
(Wahrhaftig!) sind geschmort in einem Tiegel,
Gewürzt mit Koriander und mit Zimmt —
Ein Frühstück, wie sie's täglich zu sich nimmt.
„Mach mich zurecht", mahnt sie, „es schlug schon zehn".
Sie läßt sich putzen, ohne aufzustehn;
An Hals und Arm ein feuerrotes Band,
So will's die Mode, legt Martine ihr an.
Dann ruft sie den Friseur, damit er Hand
An ihre Locken legt. Laprime, der große Mann,
Kommt und erneut der Nackenflechte Knauf,
Der Seitenlocken fröhliches Gewirr.

„So", sagt er, „frischen wir sie zierlich auf ...
Doch nun erlaubt, daß ich die Strähnen glätte."
Er tut's und geht. Nun bringt sie Kästchen ihr
Und Schachteln. Doralise erwählt im Bette
Halsband und Häubchen. Ist doch heut ihr Tag,
Und zeigen will sie sich im höchsten Glanze.
Ein Wagen kommt; laut dröhnt der Hufe
Schlag.
Die Stühle werden aufgestellt im Kranze,
Ein bettelnd Hündchen wird verjagt, ein Buch
Verteilt auf jedes Tischchen ... Rasch ...
Besuch ...

5.

Der Besuch.

Und ein paar ältliche Gesichter nahn
— Preziöse aus der Stadt — in Spitzenkragen
Rings eingerahmt. Danach, schwarz angetan,
Ein paar Autoren ... Kompliment und
Fragen ...
Die Damen haben nur ein Recht auf Stühle;
Die Herren hocken auf der Sessel Pfühle ...
Man hüstelt: Vorbereitung auf den Geist,
Der schon von zwei Lakaien eingekreist
Mit einem Wandschirm wird, und es geht an.
Bavius verliest die jüngst verfaßte Rede,
Die er auf einen Vers Corneilles ersann,
Indes Dordonius, sein Rival, die Fehde
Mit Spott eröffnet. Jede Dame schlägt
Mit ihrem kleinen Stocke, den sie trägt,
Sich auf ihr Kleid bei ausgesuchten Stellen.
Nun kommt auch Tiridat. Ein paar Marquis,
Phylant, auf seine Handschuh stolz, die hellen ..
Doch plötzlich: „Liebste!" — „Oh mein Herz!
Sind Sie's!"
Es rauscht ... Garamantide voran. Es sind
Vom Hof die Damen. — Aufsehn. — Und
geschwind
Nehmen ein paar schnurrbärt'ge blonde Herrn
Mit Spitzenkragen Platz zu ihren Füßen ...
Sie sinken in Fauteuils, indes sie grüßen.
Die Damen aus der Stadt sehn es nicht gern.
Kurzweil mit Bändern, Tätscheln auf die Seide.
Geplauder. Neuigkeiten. „Denkt doch nur!
Zum Scherze bindet Herr von Liancourt
Bei einer Dame um den Hals der Katz'
Ein Perlenhalsband. Draußen pfeift ein
Spatz ...
Und hui — fort ist die Katz' und das
Geschmeide" ..
Ein jeder weiß von Tieren allerlei
Zu sagen. Auf die Regeln feiner Sitte
Kommt das Gespräch; man nennt es Ketzerei,
Wenn jemand Fisch mit einem Messer schnitte ..
Dann kommt das Preisgedicht. Der Gegenstand
Ist dieser: „Auf ein Fläschchen von Kristall
Zu dichten ein Rondeau, auf ein und all
Kunstvoll gereimt, der Spröden Sinn zu
wenden."
Ernst löst vom Pergament ein rosa Band,
Tritt vor und sagt sein Verslein Tiridat:
„Voll Schwermut ihr, die mich vergessen hat,
Mit einem Fläschchen von Kristall zu senden."

Rondeau.

Dies Fläschchen von Bergkristall
Mahnt mich zu meiner Pein
An Deiner Augen kalten Strahl.
Denn sind sie wie Kristall so rein,
So ist Dein Herze das Felsgestein.
Hell, eisig und klein,
Ein winziges Eisberglein,
Ein gefrorener Tränenschwall
Ist dieses Glas.
Ein Epigramm und Madrigal,
Hat es doppelten Sinn zumal:
Es gleicht dem frostigen Herzen Dein
Und ist auch wie die Tränen fahl,
Als wollt' es Dich der Härte zeihn
Mit seinem trocknen Naß ..."

Das Beifallsmurmeln unterbricht Phylant,
Tritt vor, gelassen, kein Papier zur Hand.
„Rondeau," sagt er, „der Spröden Herz zu
rühren,
Auf das Etui des Glasflakons zu klieren."
Möge dies Siegel von Kristall,
Dieses Siegel von lichtem Schein

(Denn selbst Pipin von Heristal
Besaß kein Siegel, so klar und rein),
Das Siegel unsres Bundes sein.
Mein Herz pocht Schläge ohne Zahl.
Dir, die es spießte wie auf Stahl,
Fror alles ein.
Sieh, mein Kopf ist ein Federball:
Laß dies Siegel den Schlägel sein.
Schlage, schlag mir den Schädel ein,
Oder laß mich mit Paukenschall
Künden: „Dies Herz von Bergkristall
Ward mein!"
Begeistrung herrscht. Doch wem gebührt der Preis?
Die Meinung schwankt, und man bekämpft sich heiß.
„Ich zieh' das ernste vor." — „Ich lieb' es, wenn man spaßt.
Ein zweiter Cottin!" — „Ein Voiture." — „Ja, fast."
Und Doralise sieht schon im Geist, oh Glück!
Daß ein berühmter Streit daraus entsteht.
Indes hält sich ein Dichter scheu zurück.
Warum tat er nicht mit? Doch von den Gästen
Umringt und ausgefragt, gibt der Poet
Gelassen aus dem Stegreif dies zum besten:
„Ich meine, daß hier ein Rondeau
Am Platze wär' von Gongora,
Damit es allzeit würdig hieß'
Unsrer verehrten Doralise ..."
Dies Meisterwerk beklatscht die ganze Runde.
Dann geht man essen — es ist Mittagstunde.

(Schluß folgt.)

Mutter und Kind.

Von Frank Wedekind.

Herr Dr. Landsberger beehrt mich mit dem Auftrage, für mein vieraktiges Sittengemälde „Musik", das in den nächsten Nummern des „Morgen" aktweise erscheinen soll, eine kurze Einführung zu schreiben. Ich bin nun allerdings der Ueberzeugung, daß es kein gutes Zeugnis für eine künstlerische Arbeit ist, wenn sie einer Einführung bedarf. Ich bin der Ueberzeugung, daß es dem Eindruck einer in sich abgeschlossenen künstlerischen Arbeit sogar zum Nachteil gereicht, wenn man ihr eine Einführung vorausschickt; ich bin der Ueberzeugung, daß auch dem ernstesten Künstler das künstlerische Mittel erlaubt sein soll, den Leser, Hörer oder Zuschauer durch seine Arbeit zu überraschen oder gar zu verblüffen. Da ich nun aber im vorliegenden Falle von diesem Mittel zufälligerweise keinen Gebrauch mache, gehe ich mit um so verbindlicherem Dank auf den liebenswürdigen Vorschlag des Herrn Herausgebers ein.

Mein Sittengemälde „Musik" wurde in der Oeffentlichkeit schon mehrfach als Komödie angekündigt. Es ist so wenig eine Komödie, wie mein „Kammersänger". Wer in einer sittlich ernsten dramatischen Arbeit allen sittlichen Ernst mit souveräner Verachtung links liegen läßt und sich lediglich an die Witze hält, die in den Stichworten liegen, der kann meiner Ueberzeugung nach auch aus Shakespeares „Hamlet" eine Hanswurststudie machen. Wie mein Sittengemälde als Komödie angekündigt werden konnte, ist mir um so rätselhafter, da es eine der ernstesten Fragen behandelt, die unsere Kulturentwicklung gezeitigt hat.

Im § 218 des Deutschen Strafgesetzbuches wird das Verbrechen gegen das keimende Leben mit Zuchthausstrafe bis zu fünf Jahren bedroht. Dieser Paragraph ist meiner Ueber-

zeugung nach das Ergebnis einer abgefeimten Heuchelei; einer Heuchelei, die tief in unserem Volksbewußtsein eingewurzelt und mit den stärksten Stricken eines brutalen Egoismus darin verankert ist, eine Heuchelei, deren fanatische Bekämpfung eine der heiligsten Aufgaben unserer leider so weibisch jämmerlichen Frauenbewegung sein sollte. Für die verheiratete Frau sind die fünf Jahre Zuchthaus, die im § 218 angedroht werden, Luft. Ich kenne nicht einen einzigen Fall, in dem eine verheiratete Frau durch den § 218 auch nur in ihrem Mittagsschlafe gestört worden ist. Unverheiratete Frauen werden durch diesen Paragraphen in den Tod gejagt. In Nr. 219—220 der von Karl Kraus in Wien herausgegebenen „Fackel" behandelt Herr Dr. Fritz Wittels die Bestrafung des Verbrechens gegen das keimende Leben so erschöpfend, daß ich die Vorkämpferinnen für weibliche Unabhängigkeit nur bitten kann, diese Auseinandersetzungen zum Kriegsgesang zu erheben. Leider gehen diese Vorkämpferinnen seit Jahren nur darauf aus, die Frauen in Männer zu verwandeln. Die Interessen der Frau sind ihnen gestorben.
In meinem Sittengemälde „Musik" habe ich darzulegen versucht, daß der Mann, der allein für die bestehenden Gesetze verantwortlich ist, mit dem § 218 nicht etwa das entstehende Leben zu schützen sucht, sondern daß es ihm mit der Androhung von fünf Jahren Zuchthaus lediglich darauf ankommt, dem heranwachsenden jungen Weibe die selbständige körperliche und geistige Entwicklung unmöglicher zu machen, daß es ihm lediglich darauf ankommt, die Eingeweide des weiblichen Körpers als eine Domäne männlichen Unternehmungsgeistes strafrechtlich einzuhegen. — Mit fünf Jahren Zuchthaus.

Bankendämmerung.

Von Alfred Lansburgh.

Schon seit längerer Zeit kann man an der Berliner Börse eine kleine, aber sehr rührige Baissespekulation beobachten, die bald auf diesem, bald auf jenem Markt Attacke bläst und bisher im allgemeinen erfolgreich gewesen ist. In der vorigen Woche galt ihr Hauptangriff den Aktien unserer großen Banken; und er wurde mit weit mehr Sicherheit und Nachdruck geführt als auf anderen Gebieten. Man fühlt sich hier wohl der Gefahr eines Irrtums weniger ausgesetzt als anderswo. Die Kurse der Industrieaktien stehen nachgerade so niedrig, daß selbst eine mäßige Abschwächung der Konjunktur ihnen nicht sonderlich mehr schaden kann. Und ob es mit dem industriellen Hochgang wirklich definitiv vorbei ist, das ist eine Frage, die niemand sich zu beantworten traut; man erinnert sich noch zu deutlich, wie grob man 1900 nach oben und 1904 nach unten daneben gehauen hat. Bei der Beurteilung der Geschäftslage unserer Banken indes glaubt man sich gegen jeden Berechnungsfehler gefeit. Mag die Konjunktur zu Ende gehen oder nicht, mag die Kursentwicklung nach dieser oder jener Richtung weisen, in jedem Fall bleibt die Tatsache bestehen, daß die Banken ein miserables Halbjahr hinter sich haben. So glaubt man. Das Emissionsgeschäft stockt schon seit dem vorigen Jahre, das Kommissionsgeschäft schläft mehr und mehr ein, neue Konsortialoperationen verbieten sich bei dem teuren Geldstande. Dagegen schwellen die Effektenbestände in den Tresoren, weil bei der Kundschaft das Geld ebenso knapp ist wie an der Börse, und die geforderten Nachschüsse nicht geleistet werden können. Nur der kleinste Teil der Effekten kommt an dem

offenen Markte zum Verkauf, der größere Rest bleibt bei den Banken, die sich, um die Börse zu schonen, selbst zwischen diese und das Publikum schieben. Als kürzlich die Deutsche Bank einen Auftrag zum Verkauf von 60 000 Mk. Gelsenkirchen-Aktien einmal nicht in sich selbst erledigte, sondern an der Börse weitergab, da brach geradezu eine kleine Panik aus; so sehr hat man sich daran gewöhnt, in den Banken eine Art Kugelfang zu sehen. Diese Schonung der Börse hat aber den allgemeinen Rückgang der Kurse nicht aufhalten können, und so liegen heute große Differenzen auf den hohen Effektenbeständen der Banken. Und nicht nur auf den Aktien. Zwischen den Dezemberkursen unserer 3 und $3^1/_2$% igen Staatsanleihen und ihrem heutigen Stande liegt ein Rückgang von 5 %, und die Bestände bei den meisten Banken betragen Dutzende von Millionen, noch von der mißglückten Emission des letzten Jahres her. Auf eine Diskontermäßigung wird man zwar nach Ueberwindung der herkömmlichen Semestralklemme rechnen können. Aber dann drückt bereits die Angst vor den Herbstansprüchen auf jegliche Unternehmung und beseitigt die letzte Aussicht auf einen Ausgleich der Frühjahrsverluste. Ein Baisse-Engagement in Bankaktien dünkt daher die Spekulation das denkbar ungefährlichste Unternehmen. Wobei ihr im Hintergrunde noch die Möglichkeit eines scharfen Konjunkt rumschlages als Gewinnprämie winkt.

Aber die Angriffe der Börse sind nicht die einzigen, denen die Banken heute ausgesetzt sind. Zu ihnen gesellen sich Anfeindungen, die gegen die Struktur der Banken selbst gerichtet sind. Die alten Bestrebungen, eine Scheidung zwischen Effektenbanken und Depositenbanken herbeizuführen, gewinnen im Parlamente und in den Ministerien mehr und mehr an Boden. Sieht man genau hin, so ist auch hier die Geldteuerung der Ausgangspunkt. Leute, die noch immer den Unterschied zwischen „Umlaufsmittel“ und „Kapital“ nicht begriffen haben, und andere Verständigere, die einen Teil der Umlaufsmittel aus dem Verkehr ziehen und zu Kapital machen möchten, arbeiten planmäßig auf eine Reform des Zahlungsverkehrs hin. Scheck, Giro und Clearing sollen das Hartgeld ersetzen und das Publikum an die Depositenrechnungen bei den Banken gewöhnen. Das historische Huhn Heinrichs des Vierten, das jeder Bauer im Topfe haben sollte, hat dem Bankkonto weichen müssen. Von ihm verspricht man sich eine dauernde Erleichterung des Geldmarkts.

Daß England uns schon lange den Gegenbeweis geliefert hat, scheint bisher nicht bemerkt worden zu sein. Als Voraussetzung für die Erziehung des Bürgers zum Depositengläubiger gilt aber eine gründliche Reform des Bankwesens. Von allen Schlacken des Effekten- und Gründungs-Geschäfts gesäubert, soll die „Depositenbank“ allein berechtigt sein, Spargelder anzunehmen. Schon im März hat sich diese Tendenz zu Besprechungen hervorragender Reichstags-Abgeordneter verdichtet. Damals gab es unter dem Feldgeschrei „Lex Wertheim“ den ersten schärferen Angriff auf die Bankaktien, denn die Börse sah bereits die Großbanken ihres Emissionsgeschäfts beraubt und an der Stelle der Effekten-Gewinne ein klaffendes Loch. Und auch bei den neueren Attacken scheinen solche Befürchtungen eine Rolle zu spielen. Wie es mit der Verzinsung der Riesenkapitalien werden soll, wenn eine Deutsche Bank und eine Disconto-Gesellschaft weder gründen noch emittieren dürfen, sondern sich mit den Erträgnissen des regulären Bankgeschäfts begnügen müssen, löst an der Börse ernste Bedenken aus.

Zu Unrecht. Daß sich im deutschen Bankwesen eine entscheidende Wandlung vorbereitet, ist freilich sicher. Die reine Depositenbank wird also wohl in ganz kurzr Zeit kommen. Denn ohne es zu wollen sind die meisten unserer Banken im Laufe der Jahre bereits zu Depositenbanken geworden, denen das Effektengeschäft nur noch als Ueberrest einer überwundenen Epoche anhaftet. Die Deutsche Bank zum Beispiel kann jeden Tag ihr Gründungs- und

Emissionsgeschäft von sich abstreifen. Und bei den anderen Großbanken, vielleicht mit Ausnahme der Handels-Gesellschaft und des Schaaffhausen'schen Bankvereins, liegt die Sache ebenso. Das Emissionsgeschäft ist in den meisten Fällen nicht mehr Selbstzweck, sondern ein Mittel, um einflußreiche Großindustrielle zu Geschäftsfreunden zu gewinnen. Das Depositengeschäft auf der einen und das Wechsel- und Vorschußgeschäft auf der anderen Seite haben sich, unterstützt durch das die Konzentration befördernde Börsengesetz, so eminent gehoben, daß das Effektengeschäft völlig von ihnen überwuchert wird. 1876 z. B. verhielten sich die Effekten- und Konsortialbestände der Disconto-Gesellschaft zu den sonstigen Anlagen wie 60 zu 100. Zehn Jahre darauf war das Verhältnis nur noch 40 zu 100. Im Jahre 1896 war die Ziffer des Effektengeschäfts bereits auf 16 Prozent zusammengeschrumpft, und im vorigen Jahre war die Relation wie $12^1/_2$ zu 100. Bei der jüngeren Deutschen Bank dominierte das eigentliche Bankgeschäft von vornherein. Hier ist das Verhältnis zwischen Effektengeschäft und sonstigen Anlagen in den letzten zehn Jahren von 15 zu 100 auf 7 zu 100 zurückgegangen. Und es bedarf nur noch eines leisen Anstoßes von außen, um das Effektengeschäft gänzlich loszulösen. Ein Depositenbankgesetz ist also keineswegs etwas so Fürchterliches, wie es den meisten scheint.

Freilich muß man, um das zu erkennen, vorher den Irrtum über Bord werfen, das Emissions-Geschäft sei heute der Hauptfaktor der Gewinn-Rechnung. Bei der Deutschen Bank erbrachten Effekten- und Finanzgeschäfte in den beiden letzten Jahren etwa 17 % des Gesamtgewinnes, obwohl kaum 7 % des werbenden Kapitals in ihnen angelegt waren. Scheinbar hat also das Effekten- und Konsortial-Konto eine ganz enorme Verzinsung erbracht. Aber das ist ein Trugschluß. Man hat sich nämlich daran gewöhnt, die eigenen und die fremden Gelder der Banken zusammenzuwerfen und sie einheitlich als „werbendes Kapital" anzusehen. In Wirklichkeit sind jedoch das Aktienkapital und die offenen und versteckten Reserven einer Bank streng von den fremden Geldern zu scheiden. Denn die letzteren fließen ihr ja nur auf Grund des Vorhandenseins der ersteren zu. Je kleiner Kapital und Reserven, desto geringer das öffentliche Vertrauen, das sich im Zufluß der Depositengelder äußert. Ist ein unverhältnismäßig großer Teil des Aktienkapitals in Industrie-Effekten und Beteiligungen angelegt, so wirkt das ebenso, als wäre dieser Teil des Kapitals gar nicht vorhanden. Ja es wirkt sogar noch ungünstiger, da man damit rechnen muß, daß die konsortialiter eingegangenen Verpflichtungen einen weiteren Teil des Aktienkapitals festlegen. Je größer die Effekten-Engagements einer Bank, um so kleiner der Betrag der ihr zufließenden und im regulären Geschäft anzulegenden Gelder. Bei der Deutschen Bank machen die fremden Gelder das Achtfache des Kapitals und der Reserven abzüglich der 118 Millionen Effekten-Engagements aus. Würden die letzteren wegfallen, so würden der Bank rechnerisch achtmal 118 Millionen weitere fremde Gelder zufließen können, oder anders ausgedrückt: Das vorhandene Garantiekapital würde unter Beibehaltung des jetzigen Deckungsverhältnisses fast eine Milliarde fremder Gelder mehr sichern, als es heute der Fall ist. Ob die 118 Millionen Effekten- und Konsortial-Engagements sich heute besser verzinsen, als es künftig eine Milliarde Depositengelder tun würde? Ich bezweifle es.

Rundschau

In den nächsten Nummern des „Morgen" werden unter anderen, außer den Herausgebern, zu Worte kommen: Exzellenz von Bodbielski, Frank Wedekind, Dehmel, Liliencron, Eulenberg, Bernhard Shaw, Richard Wagner, Maupassant (mit Inéditis), Maeterlinck, Max Liebermann, v. Tschudi, Strindberg, Dessoir, Delitzsch, Eulenburg, Doumer und Barrès.

Der in der ersten Nummer erschienene Aufsatz „Meuniers Verhältnis zur Kunst" von Karl Scheffler ist ein Fragment aus einem Epilog, den Herr Scheffler der im Herbst erscheinenden Neuauflage seines Büchleins über Meunier hinzuzufügen beabsichtigt. Herr Scheffler legt Wert darauf, daß den Lesern des „Morgen" darüber Aufschluß werde.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger, Berlin W 9. Lennéstraße 3. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 12. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerstraße 11.